

Hospiz-Forum

Paradies

hospizbewegung lebensHAUS

M ü n s t e r

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	<i>Franz-Josef Dröge</i>	Seite 04
Das Paradies – Wissenschaft und Mythos	<i>Walburga Altefrohne</i>	Seite 06
Adam und Eva im Paradies.....	<i>Erna Baumgart</i>	Seite 08
Paradiesische Vielfalt	<i>Gabriele Knuf</i>	Seite 10
Auf dem Weg in ein besseres Leben.....	<i>Irmgard Bröker</i>	Seite 12
Die Hoffnung stirbt zuletzt	<i>Gabriele Knuf</i>	Seite 14
Durch das Paradies in die Himmelsstadt.....	<i>Walburga Altefrohne</i>	Seite 16
Kleine Vertreibungen.....	<i>Antonius Witte</i>	Seite 18
Mein Paradies im Wandel... ..	<i>Irmgard Bröker</i>	Seite 20
Das waren schöne Zeiten	<i>Wolfgang Fiebig</i>	Seite 21
Gartenparadies	<i>Jutta Schulzki</i>	Seite 22
Buchtipps	<i>Gabriele Knuf</i>	Seite 24
Warum in die Ferne schweifen?	<i>Stefan-Matthias Richter</i>	Seite 25
Goßmutter's Paradies	<i>Renate Folkers</i>	Seite 26
Karierte Maiglöckchen	<i>Gabriele Knuf</i>	Seite 28
Meine persönlichen Wohlfühlorte	<i>Brigitte Schäfer</i>	Seite 29
Brief an M.	<i>Eva Schmidtke</i>	Seite 30
Das <i>lebensHAUS</i> ist nicht das Paradies, aber.....	<i>Gudrun Siuda</i>	Seite 32
Schöpfung bewahren	<i>Erna Baumgart</i>	Seite 34
Der Himmel auf Erden, das Paradies in der Popmusik	<i>Maik Brüggemeyer</i>	Seite 36
Der Blick der Künstler	<i>Antonius Witte</i>	Seite 38
Steuerparadiese.....	<i>Walburga Altefrohne</i>	Seite 40
Vom Paradies weit entfernt	<i>Gudrun Große-Ruse</i>	Seite 42
Impressum		Seite 44

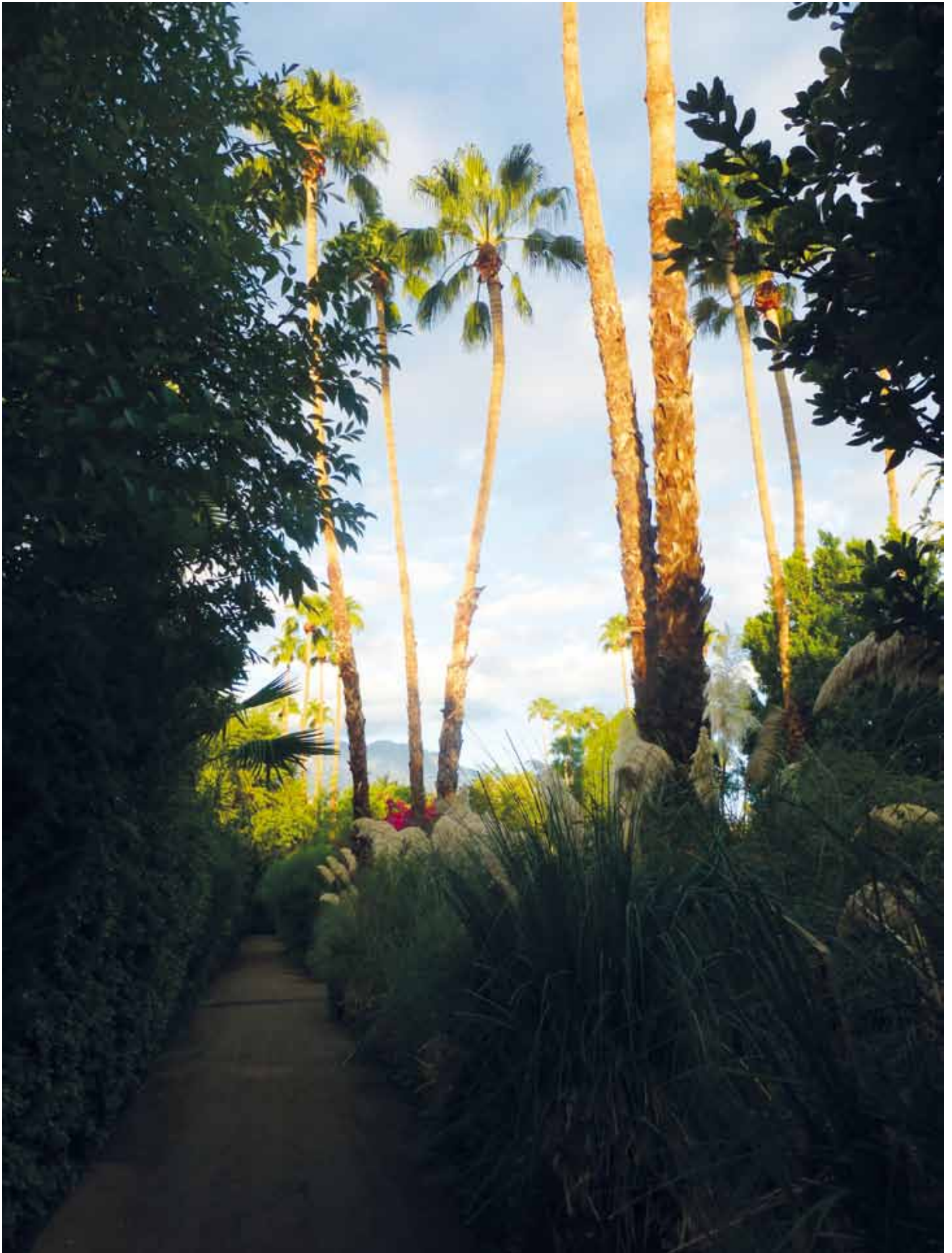


Foto: Walburga Altefroehne



Foto: Gabriele Knuf

Vorwort

Liebe Freundinnen und Freunde der Hospizbewegung und des *lebensHAUS*, liebe Leserinnen und Leser!

Im vergangenen Jahr war ich im Urlaub auf Korfu und sofort begeistert von der Schönheit dieser griechischen Insel. Aufgrund hoher Niederschläge in den Wintermonaten ist sie sehr grün, auf relativ kleinem Raum bietet sie viele unterschiedliche Landschaftsformen und Szenerien, die Natur verschwendet sich geradezu. Bei unseren Wanderungen und Ausflügen sind wir immer wieder von fantastischen Ausblicken in die Landschaft überrascht worden, die uns innehalten und staunen ließen. Nicht selten kam dann auch ein Kommentar wie „*Das ist ja fast wie im Paradies hier!*“ Vielleicht haben auch Sie es schon erlebt, dass eine Umgebung oder eine Situation als so schön, harmonisch und perfekt empfunden wird, dass sie fast schon unwirklich erscheint und einem der Vergleich mit dem Paradies in den Sinn kommt.

Das Bild vom Paradies ist in unserer abendländisch-christlichen Kultur fest verankert. Auch wenn wir es in unserer säkularisierten Gesellschaft oft nur noch auf den Aspekt der Natur reduzieren, so reicht die

eigentliche Bedeutung doch viel weiter. Ihren Ursprung hat sie im Religiösen und Spirituellen. Die frühen Religionen des Vorderen Orients und des arabischen Raums kannten die Vorstellung eines idealen Ortes oder Lebensraumes jenseits der irdischen Realität, den Garten Eden oder das Paradies. Dieses Bild ist von der jüdisch-christlichen Tradition und später auch vom Islam übernommen worden. So wird am Anfang des Alten Testaments im Buch Genesis die Geschichte der Schöpfung und der Vertreibung aus dem Paradies erzählt. Im Paradies bietet die Natur dem Menschen eine Lebensgrundlage im Überfluss, der Mensch lebt ewig und in Unschuld – dafür stehen der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis – es herrschen Eintracht und Frieden.

Später hat diese Vorstellung vom Paradies Einzug in die „*Lehre von der Endzeit*“ gefunden, dass nämlich beim Untergang dieser Welt wieder das Paradies herrschen wird. Wie sehr diese Vision vom Paradies - am Anfang der Schöpfung ebenso wie am Ende dieser Weltzeit -

auch unser Denken und unsere Kultur geprägt hat, belegen über alle Epochen hinweg viele Werke der bildenden Künste, der Literatur und der Musik.

Auch wenn es uns oft gar nicht so bewusst ist, schwingt auch heute oft die ursprüngliche Vision dieses paradiesischen Lebens und die Sehnsucht danach mit, wenn wir das Bild vom Paradies benutzen.

Die vielen Beiträge dieser Ausgabe beschäftigen sich mit den unterschiedlichen Facetten zum Thema Paradies, dabei wird auch die Frage beleuchtet, ob „*paradiesische*“ Aspekte sich vielleicht im hospizlichen Alltag wiederfinden lassen, ein Bereich, den die meisten Menschen beim ersten Hinsehen nicht mit dem Paradies in Verbindung bringen.

Vielleicht fühlen Sie sich angeregt, über Ihre ganz persönliche Vorstellung vom Paradies nachzudenken.

Ich wünsche Ihnen Zeit und Muße zum Lesen und grüße Sie herzlich

Franz-Josef Dröge



Foto: Sabine Faber



Das Paradies – Wissenschaft und Mythos

Gibt es ein Paradies und wenn ja, wo ist es zu finden? Handelt es sich um einen realen Ort oder doch eher um eine überlieferte Erzählung aus der Vorzeit, einen Mythos?

Haben Sie sich schon einmal überlegt, wo der Paradiesgarten zu finden ist?

Wir alle kennen die Geschichte von Adam und Eva, die im Überfluss des Paradieses lebten. Es gab keine Krankheiten, keine Trauer, keine Dürre, keinen Hunger; Menschen und Tiere lebten im Einklang miteinander. Doch das Paradies war nicht von Dauer:

Eine Schlange, so heißt es, verführte die beiden ersten Menschen dazu, die Früchte vom verbotenen Baum der Erkenntnis zu essen, damit waren sie zu einem mühevollen Leben mit harter Feldarbeit verdammt.

Im Alten Testament der Bibel wird schon im Buch Mose (Genesis 2,10-15) die geografische Lage des Garten Eden beschrieben. Dort heißt es: „Ein Strom entspringt in Eden, der den Garten bewässert, dort teilt er sich und wird zu vier Hauptflüssen. Der eine heißt Pischon, er ist es, der das ganze Land Hawila umfließt, wo es Gold gibt. Das Gold jenes Landes ist gut, dort gibt es auch Bdelliumharz und Karneolsteine. Der zweite Strom heißt Gihon, er ist es, der das

ganze Land Kusch umfließt. Der dritte Strom heißt Tigris, er ist es, der östlich an Assur vorbeifließt. Der vierte Strom ist der Euphrat. Gott der Herr nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden.“

Der US-amerikanisch-lettische Archäologe Juris Zarins hat in den 1980er Jahren mit seinem Team in den Weiten der Arabischen Wüste geforscht. Er ist davon überzeugt, dass der Ursprung des Alten Testaments nicht bei den hebräischen Verfassern der Bibel zu finden ist, sondern wesentlich älteren Kulturen zugeschrieben werden kann.

Anhand der Benennung der vier Paradiesflüsse in der Genesis lässt sich die geographische Lage nach Ansicht Zarins und seiner Kollegen bestimmen. Der Flusslauf des Euphrat und des Tigris ist offensichtlich. Durch den Einsatz moderner Technik konnten auf Satellitenbildern die fossilen Flüsse Pischon und Gihon nachgewiesen werden.

Mehrere Wissenschaftler vertreten die Theorie, dass Gan Eden eine der Oasen in Mesopotamien war, also in der heutigen Türkei liegt.

Und auch die ersten 12 Kapitel der Genesis stammen, so Zarins Überzeugung, aus Mesopotamien. Den südöstlichen Teil des mesopotamischen Schwemmlandes, das sich zwischen der heutigen Stadt Bagdad und dem Persischem Golf erstreckt, bezeichnet man als Sumer.

Der Begriff Gan Eden entstammt der sumerischen Quellsprache und benennt den Rand der himmlischen Steppe. Eine Gras- oder Steppenlandschaft, in der die Menschen nicht sesshaft sind und Tiere wild leben. In diesen nicht kultivierten Gegenden herrschten nicht die Menschen, sondern es galten die strengen Gebote Gottes.

Die Sumerer besiedelten im 3. Jahrtausend vor Christus als erste dieses Land zwischen Euphrat und Tigris. Sie gelten derzeit als erstes Volk, das den Schritt zur Hochkultur bewältigt hat.

Besonders die Erfindung der Keilschrift, die als eine Urvorlage der heutigen europäischen Schriften gesehen wird, gilt als hervorragende Leistung der Sumerer. Auch die Entwicklung der Bürokratie, der künstlichen Bewässerung und die Bierbrauerei wird den Sumerern zugeschrieben.

Einen weltweit aufsehenerregenden Fund machte der deutsche Prähistoriker Klaus Peter Schmidt vom Deutschen Archäologischen Institut. Er entdeckte 1994 im Südosten der Türkei, dem alten nördlichen Mesopotamien, eine Ausgrabungsstätte auf dem Berg Göbekli Tepe (Bauchiger Hügel). Dieses monumentale 11.000 Jahre alte prähistorische Bauwerk mit einer Höhe von 15 Metern und einem Durchmesser von 300 Metern liegt im Grenzgebiet zwischen der Türkei und Syrien.

Hier, auf dem Göbekli Tepe versammelten sich die Nomaden, um in religiösen Gemeinschaften einen Ahnenkult zu feiern. Für diese großen rituellen Feste musste eine zuverlässige Nahrungsquelle geschaffen werden, und so nutzten die umherstreifenden Stämme das wilde Grasland und stellten damit unwissentlich die Weichen für die Zivilisation.

Denn um die Versorgung der steinzeitlichen Feste zu gewährleisten, musste Getreide angebaut werden - das war der erste Schritt in den zivilisierten Ackerbau. Die Nomaden gaben ihr Leben als Jäger und Sammler nach und nach auf und wurden sesshaft. Wissenschaftler beweisen, dass dieser neue Lebensstil mit großem Elend verbunden war.

Etwa 6.500 Jahre vor Christus entwickelte sich aus dieser Veränderung in der heutigen Türkei eine Stadt aus Stein: Çatalhöyük. Anhand dieser Ruinen lässt sich nachweisen, wie hart und strapaziös der Alltag der Menschen war.

Durch die ständige körperliche Arbeit auf dem Feld sank die Lebensqualität der Menschen in diesen Siedlungen, sie fristeten ein kümmerliches Dasein; ein Leben, das fern von unserer Vorstellung als „paradiesisch“ anzusehen ist. Der Garten Eden ist also eher als Metapher zu sehen und bezieht sich auf den Anfang unserer heutigen Zivilisation. Die Wissenschaft vertritt die Ansicht, dass die Bibel keine protokollhistorischen Ereignisse liefert, sondern mythische Aussagen über menschliches Verhalten, wie Schuld, Verführung und Versagen.

Das Paradies auf Erden, wo ein Leben ohne Sorgen und Mühsal möglich ist, hat es nie gegeben!

Text & Foto: Walburga Altefrohne

Text & Foto: Walburga Altefrohne

Quellen:

zdf-info: *Mythen-Jäger: Die Suche nach dem Garten Eden* 2015

National Geographic: *Göbekli Tepe* April 2014

zdf-info: *Der Garten Eden / Aufgedeckt – Rätsel der Geschichte* 14.11.2017

NDR-Kultur: *Glaubenssachen / Ein Sündenfall, der keiner war* 07.01.2018

Glücksmoment

Gerne sehe ich verliebte Menschen. –
Sie sind wie Kinder:
Verwurzelt in der Freude,
Ganz nah dem Paradies!



Text und Einstrichzeichnung von Hanjo Winkler

„Adam und Eva konnten das Paradies nur verlieren, weil es Ihnen geschenkt war.“

Friedrich Hebbel (1813–1863)
deutscher Dramatiker und Lyriker

Adam und Eva im Paradies

Die biblische Erzählung vom Paradies (Genesis 1-3) ist in unserer Kultur auch den kirchenfernen Christen geläufig. Viele Gemälde und Skulpturen - nicht nur in Kirchen - stellen sie dar, wobei die Verführung Adams durch Eva besonders beliebt zu sein scheint; auch Dichtung und moderne Werbung spielen mit Assoziationen zu dieser Erzählung.

Für das christliche Frauenbild hatte besonders die Auslegungsgeschichte von Genesis 2 (Garten bzw. ‚Paradies‘) und Genesis 3 („Sündenfall“) negative Konsequenzen.

Eva wurde die Schuld am Sündenfall und die anschließende Vertreibung aus dem Paradies angelastet; auch dass die Frau sich dem Mann unterordnen sollte, wurde mit diesen Texten begründet.

Ab dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts haben sich deshalb vor allem Theologinnen intensiv mit diesen biblischen Texten auseinandergesetzt und anhand des hebräischen Textes die ursprünglichen Bedeutungen wieder freigelegt.

Allmählich wurden die Erkenntnisse in die deutschen Bibelübersetzungen und -auslegungen übernommen, selbstverständliches Allgemeingut sind sie aber noch nicht.

Die Urgeschichte (Genesis 1-11) behandelt grundlegende Menschheitsfragen: woher kommt der Mensch, was ist der Mensch, was ist seine Bestimmung?

Viele Elemente wurden aus anderen altorientalischen Mythen übernommen, der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse sowie die Erschaffung der Frau wurden vom biblischen Erzähler explizit hinzugefügt.

Interessant ist, dass viele Wörter und ihre Bedeutungen bei der Übersetzung des hebräischen Textes ins Griechische und Lateinische verändert wurden. *Adam* z.B. bezeichnet den Menschen, der aus Ackererde von Gott geschaffen wurde – das Wort wird hier nicht als Bezeichnung oder gar Eigennamen für den Mann verwendet.

Erst durch die Erschaffung der Frau aus der Seite dieses Erdlings wird der Mensch zweigeschlechtlich.

Gott *baut* die Frau aus der Seite, nicht aus dem Kopf oder den Füßen – dies kann als Hinweis auf die Gleichberechtigung von Frau und Mann gelesen werden. Die beiden sollen einander Hilfe sein – das dafür verwendete Wort drückt in anderen biblischen Zusammenhängen göttliche Unterstützung aus, hat also keinen Unterton von Unterordnung

oder Minderwertigkeit.

Die verführerischen Kräfte Evas, denen Adam schließlich erliegt, haben die Phantasie vieler Interpreten beschäftigt.

Im hebräischen Text ist davon aber überhaupt keine Rede, er ist sehr kurz und knapp gehalten: die Frau hat die aktive Rolle, sie pflückt die Frucht und reicht sie dem Mann, dieser nimmt und isst sie. Auch keines der hebräischen Wörter für Schuld oder Sünde wird in dieser Erzählung verwendet, all dies sind spätere Auslegungen.

Die Schlange ist in mythologischen Texten ein vielseitig deutbares Tier, hier wird ihr Schlausein hervorgehoben. Sie verkörpert die innerseelischen verführerischen Kräfte, die die Menschen dazu verleiten, nicht auf Gott zu hören.

In diesem Fall überschreiten Frau und Mann die Grenzen des Menschseins, sie wollen werden wie Gott durch das Erkennen von Gut und Böse – im Sinne *von das Leben in seiner Ganzheit kennenlernen und Zusammenhänge durchschauen*.

„Das einzige Paradies ist das verlorene Paradies.“

Marcel Proust (1871–1922)
französischer Feuilletonist und Romanautor

Durch die Übertretung des Gottesgebotes wird das Vertrauen zwischen Gott und den Menschen gestört und ebenso das Vertrauen, die Freude und die Solidarität zwischen Mann und Frau.

Die Menschen schämen sich nun vor Gott und voreinander, das Leben ist voller Mühsal und Beschwernis.

Am Beispiel der Paradieserzählung wird sehr deutlich, wie durch die Übertragung eines Textes in andere Sprachen und damit auch andere kulturelle Hintergründe und

Vorstellungen die Aussagen eines Textes verdreht werden können.

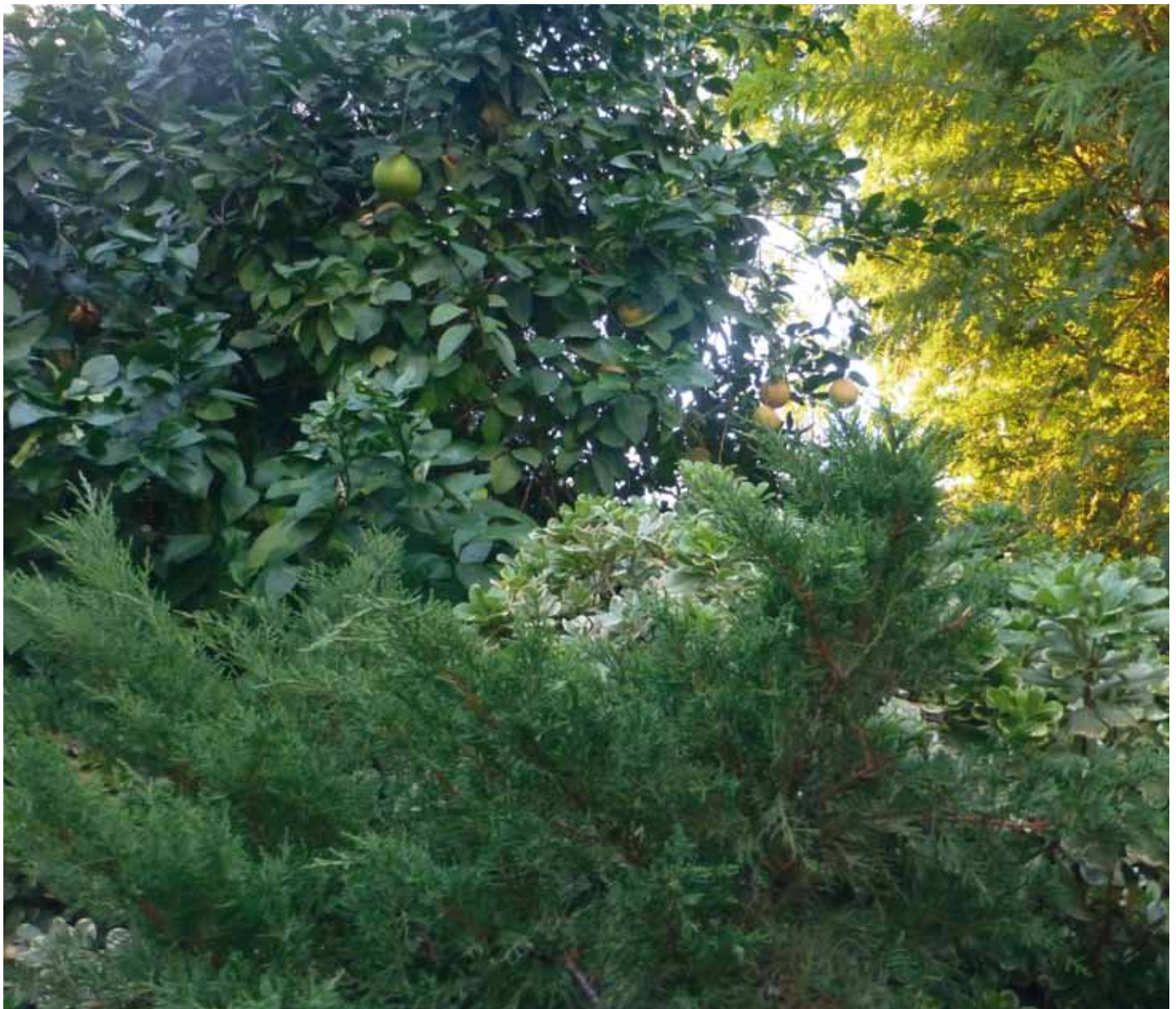
Wir lesen Texte immer selektiv und durch die Brille unserer persönlichen und zeitgeschichtlich bedingten Erfahrungen und Wertvorstellungen.

Darum ist es wichtig, uns dieser Ein- und Vorstellungen bewusst zu werden, möglichst nah am Text zu bleiben, Worte präzise zu gebrauchen, offen zu bleiben für andere Sichtweisen und Texte nicht zu missbrauchen zur Sicherung eigener Machtansprüche.

Gerade in Zeiten der Globalisierung (Englisch als Weltsprache) sollten wir darauf achten, sorgsam mit Texten und Bildern aus anderen Kulturen und Ländern umzugehen, uns stets um Differenzierung zu bemühen und vorschnelle Interpretationen und Festschreibungen zu vermeiden.

Erna Baumgart

*Quelle: Helen Schüngel-Straumann, Die Frau am Anfang - Eva und die Folgen. Herder Verlag 1989
Bibel heute 4/2015, Eva - Lust auf Erkenntnis*



Paradiesische Vielfalt

Neulich - während eines Spaziergangs bei herrlichem Sonnenschein in knackiger Kälte am Strand von Rügens Ostküste, schwärmte ein Freund: „Ach, herrlich, paradiesisch schön hier“. In dieser Situation und in diesem Zusammenhang war mir sofort klar, was er meinte.

Es gibt viele Interpretationen des Paradieses, es wird gleichermaßen bezeichnet als Garten Gottes, als Ewigkeit, als Jenseits, als Himmel, als Insel der Seligen, als Ort des Friedens, als Eldorado oder Traumland, als ewige Jagdgründe und wir betrachten es auch gern als Schlafraffenland, wo „Milch und Honig“ fließen und einem die gebratenen Tauben direkt in den Mund fliegen.

Es bezeichnet immer eine Idylle, eine idealisierte Welt, eine Fiktion.

Je nach Lebenssituation und Bedürfnis wünschen sich viele Menschen ihre eigenen kleinen oder großen Paradiese, weil sie hoffen, dass ihr Leben darin entspannter, heiterer, erfolgreicher, zufriedener und beglückender aussehen könnte.

Sie träumen vom idealen Ferienparadies, das entweder ruhig oder turbulent ist, Ruhe oder Abwechslung bietet, dazu den unverstellten Blick auf das Meer oder auf das überwältigende Panorama beeindruckender Berge.

Andere genießen ihr Gartenparadies direkt am Haus oder in der Kleingartenkolonie, wo sie den Alltag vergessen und sich nach befriedigender körperlicher Arbeit an blühenden Pflanzen oder selbst gezogenem Obst oder Gemüse erfreuen können. Auch das Zusammensein mit Gleichgesinnten fördert das Empfinden paradiesischer Zustände.

Viele Menschen fahren ins Winterparadies, um die Kälte, den Schnee und die Vielfalt sportlicher Aktivitäten zu erleben, so manche Almhütte gilt Schneewanderern als Paradies.

Kunden gehen gern ins Einkaufsparadies, da sie hier an einem einzigen Ort ein vielfältiges Angebot haben zur Bedürfnisbefriedigung.

Dabei geben Eltern ihren Nachwuchs oft im Kinderparadies ab, damit sie ungestört ihre Auswahl treffen können. Auch überlassen sie es freudig den Großeltern, kinderparadiesische Welten zu schaffen.

Nach besonderen Anstrengungen oder auch um Enttäuschungen zu kompensieren, belohnt man sich gern durch Shopping, schwelgt mit Vergnügen im süßen Paradies der Torten und Kuchen oder taucht ein in die Vielfalt eines Baumarktparadieses.

Das Bettenparadies lädt ein, Matratzen und besondere Gesundheitskissen zu testen, das Möbelparadies bietet eine reichhaltige Auswahl an Einrichtungsgegenständen.

Im Wellnessparadies überlässt man seinen Körper professioneller Pflege, die zur Regeneration von Körper und Psyche und zum allgemeinen Wohlbefinden führen soll, lässt sich von Düften betören und genießt die Streicheleinheiten für Haut und Seele.

Das Spiele(r)paradies verführt in fiktive Welten oder zum Träumen, im Steuerparadies wird das Geld geparkt.

Und am Ende des Lebens erscheint manch einem das Hospiz mit seiner liebevollen und individuellen Bedürfnisbefriedigung als die Vorstufe zum himmlischen Paradies, wo Zwiebraten keinen Platz hat, sondern die neue Dimension des Daseins Ruhe und Frieden verspricht.

Neben dieser Vielzahl an individuellen Vorstellungen haben etliche Religionen eigene Bilder vom Paradies:

Im Mittelalter bezieht man sich zum einen auf das im neutestamentlichen Buch der Offenbarung des Johannes, Kapitel 21 beschriebene Ende der *Apokalypse*, dass wieder eine *neue Stadt* entsteht: das *Neue* oder das *Himmlische Jerusalem*.

Zum anderen bezeichnet es das irdische Paradies, das in der *Genesis* als *Garten Eden* auf der Erde bezeichnet wird. Die Vorstellung des irdischen Paradieses entstand aus der wörtlichen Auslegung einer Passage aus der *Genesis*.

Obwohl es auf der Erde lokalisiert ist, verspricht es neben sinnlichen Genüssen und Kostbarkeiten das ewige Leben, wobei hier die Einschränkung gilt, dass das ewige Leben auf den Aufenthalt im Garten Eden beschränkt ist.

„Der Nörgler wird sogar im Paradies allerlei Fehler finden.“

Henry David Thoreau (1817–1862)

amerikanischer Schriftsteller und Philosoph

Isidor von Sevilla, ein im frühen Mittelalter lebender Schriftsteller und Gelehrter, beschreibt das Paradies als Garten mit Bäumen jeglicher Art, auch mit dem Baum des Lebens.

Es gibt dort keine Kälte und keine Hitze, nur gemäßigtes Klima. In der Mitte entspringt eine Quelle und teilt sich in vier Flüsse. Der Garten, der als nicht zugänglich beschrieben wird, ist von einem Flammenring umgeben und wird von einem Cherub (übernatürliches Wesen), der als Diener oder Begleiter Gottes erscheint und unterschiedliche Erscheinungsformen hat, bewacht.

Dschanna ist ein arabischer Name für das Paradies im Islam. Er ist mit dem hebräischen Begriff Gan Eden verwandt.

Im Koran wird Dschanna als der Ort beschrieben, in dem Gott am Anfang der Zeiten Adam und Eva wohnen lässt (Sure 7:19). Darüber hinaus wird es an zahlreichen Stellen im Koran als jenseitiger Ort der Freude, der den Auserwählten verheißt, beschrieben:

„Das Paradies, das den Gottesfürchtigen versprochen ist, ist so beschaffen: In seinen Niederungen fließen Bäche. Und es hat andauernd Früchte und Schatten. Das ist das letzte Ziel derer, die gottesfürchtig sind. Das letzte Ziel der Ungläubigen aber ist das Höllenfeuer.“

Im Hinduismus wird die Weltenschlange *shesha* oder *ananta* als ruhender, träumender oder meditierender Gott *Vaikuntha*, der vor dem eigentlichen Paradies liegt, interpretiert.

Paradies steht außerdem für das griechische *Paradeisos* und bezieht sich ursprünglich auf persische Königsgärten, im biblischen Zusammenhang auch auf „*Gottesgärten*“. In der Septuaginta, der griechischen Übersetzung der *Tora* (erster Teil der hebräischen Bibel), bezeichnet es unter anderem den Garten Eden.

Es gibt also vielfältige Vorstellungen vom Paradies.

Der Blick auf die unterschiedlichen Interpretationen veranschaulicht die religiösen, politischen, sozialen und kommerziellen Sichtweisen, die gesellschaftlichen Veränderungen und Entwicklungen.

Gabriele Knuf

Quelle: Wikipedia



„Wer sich um das Paradies bemüht, ist schon beinahe dort.“

Gerald Dunkl (*1959)

österreichischer Psychologe und Aphoristiker

Auf dem Weg in ein besseres Leben

Wie aus einem als Informationsgespräch geplanten Treffen ein paradiesischer Nachmittag wurde.

Mein Mann unterstützt die beiden ältesten Söhne (13 und 14 Jahre alt) einer achtköpfigen syrischen Familie zweimal wöchentlich durch Hilfestellung bei den Hausaufgaben. Die beiden Realschüler sind wissbegierig und ehrgeizig, sie wollen in ihrem neuen Leben erfolgreich sein.

Neulich waren wir bei der muslimischen Familie zum Mittagessen eingeladen. Ich durfte dabei sein, weil ich mir von ihnen etwas zum Thema „*Flucht ins Paradies*“ erhoffte und ihren Blick auf Deutschland kennenlernen wollte.

Ich wollte etwas erfahren über die Gründe für ihre Flucht, vom Verlauf und den Stationen dieses beschwerlichen Weges, von ihren Hoffnungen und Träumen, ihren Sorgen und Ängsten, Enttäuschungen und positiven Erlebnissen. All diese Fragen wurden mir im Laufe der nächsten Stunden beantwortet. Aber zunächst einmal hieß es: Mittagessen.

Die Familie hatte ein opulentes Mahl vielfältiger syrischer Speisen vorbereitet: große Platten mit verschieden zubereitetem Fleisch, diverse gekochte Reis- und Getreidegerichte, leckere Salate und im Backofen gegarte, besonders gewürzte Kartoffelscheiben, tolle Soßen und vieles mehr.

Mit einer überschäumenden Herzlichkeit wurden wir von allen gleichzeitig aufgefordert, unsere Teller zu füllen.

Bei der großen Auswahl konnten wir kaum von allem etwas essen. Jeder Erwachsene wollte immer wieder unsere Teller füllen, teils geschah das auch gegen unsere freundliche Ablehnung. Es schmeckte himmlisch!

Und ständig sprachen alle gleichzeitig miteinander, kreuz und quer durch den Raum, laut und wuselig, gestikulierend und lachend und gleichzeitig auch telefonierend. Immer wieder äußerten sie ihre Freude über unser Kommen, befragten uns, diskutierten unsere Antworten untereinander. Tali, die 15jährige Tochter, die nach zwei Jahren Aufenthalt in Deutschland perfekt Deutsch spricht und Wert legt auf altersgerechte, modische Kleidung, übersetzte.

Es war herrlich!!! Die großzügige Gastfreundschaft hat uns tief beeindruckt.

Zu den bereits erwähnten acht Familienmitgliedern, das jüngste Kind ist erst drei Jahre alt, dazu der knapp 40-jährige Vater, die gut 30-jährige Mutter und eine jüngere Tante, die im Gegensatz zur Tochter beide Kopftücher tragen, gesellten sich an diesem Sonntag noch weitere Personen dazu: Onkel und Tante aus Viersen mit zwei kleinen Kindern, ein Cousin aus Münster und ein Freund der Familie. Es war also eine große Runde, in der überwiegend lebhaft und temperamentvoll arabisch und ein bisschen Deutsch gesprochen wurde.

Nach zwei Stunden gelang es mir dann, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden zu bekommen. Ich erzählte von der Hospizbewegung, erklärte unsere ehrenamtliche Arbeit, zeigte und erläuterte das „*Hospizforum*“. Alle hörten aufmerksam zu und stellten Fragen, unsere Antworten wurden von Tali wieder ins Arabische übersetzt. Allmählich gelang es mir, das Gespräch auf den eigentlichen Grund unseres Besuchs zu führen.

Die Familie lebte in Syrien am Rande einer mittelgroßen Stadt von der Landwirtschaft, sie bewirtschafteten 100 Hektar eigenes Land. Dann kamen der Krieg und die Bomben immer näher. Sie beschloßen, die Heimat zu verlassen. Der Hauptgrund, warum ihre Wahl auf Deutschland fiel, waren die guten, vielfältigen Bildungsmöglichkeiten, die hervorragenden Schulen. Die Eltern wünschten sich eine bessere Zukunft für ihre Kinder.

Zunächst machte sich der Vater allein auf die beschwerliche Reise. Ein Jahr später folgte die Familie gemeinsam mit anderen Flüchtlingen, die sich teilweise untereinander kannten. Für den Fluchthelfer zahlte „unsere“ Familie 9500 Dollar.

Zu Fuß ging es von Syrien in die Türkei, von dort mit dem Boot nach Griechenland, über Mazedonien wiederum zu Fuß über Österreich nach Deutschland.

Über verschiedene Stationen kamen sie vor ca. zweieinhalb Jahren nach Münster. Es wurde ihnen eine Flüchtlingsunterkunft zur Verfügung gestellt, die ihnen ein Dach über dem Kopf bot, keinesfalls mehr.

Die Eltern besuchten und besuchen Deutschkurse, allerdings fällt ihnen das Lernen schwerer als den Kindern, die im Kindergarten und in der Schule sehr schnell die neue Sprache lernten, die Älteren sprechen inzwischen fehlerfrei.

Zu ihren Erlebnissen und Erfahrungen in Deutschland befragt, erzählten die Eltern, vor allem die Mutter, dass sie hier auf viele freundliche Menschen getroffen seien.

Das Asylverfahren habe leider sehr lange gedauert. Schlechte Erfahrungen hätten sie mit der Wohnungssuche auf eigene Initiative gemacht.

Die meisten wollten nicht an Ausländer vermieten.

Das mache sie traurig. Aber es gibt auch eine positive Nachricht: Der Vater hat inzwischen durch Mithilfe deutscher Freunde einen Arbeitsplatz in Festanstellung gefunden. Darüber sind alle sehr erfreut und erleichtert.

Zu meiner Frage, ob sie denn wieder nach Syrien zurückgehen würden, wenn der Krieg zu Ende sei, kam von der Mutter und den Kindern ein entschiedenes, klares NEIN. Einen möglichen Konflikt innerhalb der Familie diesbezüglich sehen sie nicht. Mutter und Tochter bekräftigten nochmals vehement, dass sie auf jeden Fall in Deutschland bleiben würden, der Vater würde dann eben allein zurückkehren.

Man könne sich ja besuchen kommen. Der Vater möchte aber lieber wieder in seine Heimat und dort sein Land bestellen, allerdings sagte er dazu nichts Weiteres. An seinem Gesichtsausdruck war aber eindeutig Missfallen und Nichtakzeptanz dieser möglichen Regelung zu erkennen.

Ich habe das Thema nicht vertieft, wollte ich doch die gelöste Atmosphäre nicht zerstören.

Jetzt – während ich meine Erlebnisse aufschreibe – spüre ich, wie sehr mich diese sympathische Familie beeindruckt und berührt hat. Es war mein erster persönlicher Kontakt mit Flüchtlingen.

Obwohl ich meinen Besuch bei ihnen zunächst als sachliche Befragung zu ihrer Sicht zum „Paradies Deutschland“ geplant hatte, erlebte ICH unerwartet ein Paradies der Gastfreundschaft, voller Herzlichkeit, Offenheit und Zuneigung.

Ich bin dankbar für diese Erfahrung, durch die ich einen ganz anderen, direkten Einblick in das Leben von Menschen gewinnen durfte, die auf der Suche nach einer neuen Heimat sind.

Text & Foto: Irmgard Bröker



Die Hoffnung stirbt zuletzt...

Sie fliehen wegen der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit in ihren Ländern, sie fliehen aus Todesangst vor den Bomben und vor politischer Verfolgung, sie fliehen, weil sie sich eine sicherere Zukunft für ihre Kinder wünschen.

Warum kommen sie ausgerechnet nach Deutschland, welche Hoffnungen und Vorstellungen treiben sie an, ihre Heimat zu verlassen, trotz des Risikos, auf dem Fluchtweg ihr Leben zu verlieren?

Ein Forscherteam um Professorin Sonja Haug der Ostbayerischen Technischen Hochschule (OTH) hat knapp 800 Flüchtlinge, die 2016 aus Syrien, Afghanistan, Eritrea und dem Irak kamen, befragt. Sie alle sind hierher geflohen, um den politischen, ethnischen oder religiösen Unruhen in ihren Heimatländern zu entkommen. Sie sind auf der Suche nach Ruhe, nach Frieden. Sie setzen auf die politische Stabilität der Bundesrepublik, auf die Religionsfreiheit und auf Sicherheit.

Leider müssen die Flüchtlinge schnell einsehen, dass das reale Leben im Land ihrer Wahl nicht so einfach ist, sie kennen die hier gültigen rechtlichen Grundlagen nicht, ihre Ausbildungen werden kaum anerkannt und ihr Bildungsniveau hat keinen vergleichbaren Standard. Erschwerend kommt hinzu, dass ihre Deutschkenntnisse mäßig sind. Platzt der Traum vom „Paradies Deutschland“ an der harschen Realität überfüllter Unterkünfte, langwieriger Asylverfahren und dem Sprachproblem, ist heftige Enttäuschung unvermeidbar.

Als Murat Abbes (fiktiver Name) Anfang November 2017 in Deutschland ankam, dachte er: „*Ich bin im Paradies.*“ Er sah die Skyline Frankfurts, Männer in schicken Anzügen,

elegante Frauen und unversehrte, glänzende Autos. Der 43-jährige Ingenieur aus Aleppo (Syrien) hoffte, auch bald ein Teil dieser Welt zu sein.

Die ersten Deutschen, die er traf, begrüßten ihn freundlich, gaben ihm zu essen und zu trinken. Abbes berichtete von seinem langen, beschwerlichen und gefährlichen Fluchtweg, der von Syrien über die Türkei, Griechenland, Mazedonien, Serbien, Kroatien, Slowenien und Österreich nach Deutschland ging. Noch bevor er das erste deutsche Flüchtlingscamp betrat, rief er seine Frau in Aleppo an, die dort mit den vier Söhnen auf Nachricht wartete. „*Das hier ist ein gutes Land*“, sagte er ihnen, „*hier können wir leben. Habt ein wenig Geduld, bald werde ich euch nachholen.*“

Wenige Monate später ist Abbes ein verzweifelter Mann, seine Geschichte ist die einer enttäuschten Hoffnung. Es ist die Geschichte einer Flucht, wie es sie zurzeit zu Hunderttausenden gibt. Die Lage, in der sich Abbes befindet, ist in mancher Hinsicht exemplarisch: Im Sommer 2016, als Zehntausende nach Deutschland kamen, waren die meisten Flüchtlinge froh, angekommen zu sein an einem Ort, an dem sie sich wieder wie Menschen fühlen und ruhig schlafen konnten. Aber Menschen wollen nicht nur ausharren und in Sicherheit sein. Sie wollen aktiv sein, sie haben Ansprüche. Männer wie Abbes befinden sich seit Monaten in einer emotionalen Ausnahme-situation. Sie stehen unter ständigem Druck.

Das erklärt Abbes' Wut, und es erklärt, warum sogar dieser eher zurückhaltende Mann mal laut wird. „*Warum tut Deutschland mir das an?*“, fragt er verzweifelt.

Mehr als einen Monat benötigten die Behörden, um ihn als Flüchtling zu registrieren, beklagt er. Der nächste Schritt im Asylprozess, der Termin zur „*erkennungsdienstlichen Behandlung und Aktenlage*“, soll in einigen Monaten stattfinden. Wann genau sagt ihm niemand. Das Warten macht ihn müde. Die Enttäuschung frisst sich tief und wird zur Verbitte-rung:

„*Warum lasst ihr mich so lange warten?*“ Dann sagt er: „*Ich habe eine Familie, die im Krieg lebt, ich muss meine Kinder herholen!*“ Jeden Tag telefoniert Abbes über das Internet einige Stunden mit seiner Frau, es sind Gespräche zwischen Alltag und Ausnahmezustand: „*Wie geht es den Jungs? Wo sind Bomben gefallen? Was machen die Nachbarn? Wer ist gestorben?*“

Die täglichen Gespräche mit der Familie reichen aber nicht aus, seine Hoffnungslosigkeit zu kompensieren, die Enttäuschung sitzt tief, er fühlt sich betrogen – vom deutschen Staat und von Bekannten und Verwandten, die vor ihm hier ankamen und schwärmten, wie paradiesisch alles sei. Nun habe er aus Ärger viele Kontakte gekappt, sagt Abbes, und er kenne andere Syrer, die es ähnlich gemacht hätten. Aber egal wie oft er Verwandten zu Hause erzähle, wie frustrierend es inzwischen sei in Hamburg – sie glaubten ihm nicht und kämen trotzdem.

Was ihn zermürbe, sei die Trennung von seiner Familie. Der älteste von Abbes' vier Söhnen ist 13 Jahre alt, der jüngste drei. Er habe die Kinder auf keinen Fall mit auf die gefährliche Reise nehmen wollen, sagt er. Doch hier geht nichts voran. Stattdessen sitzt er jeden Tag mit 15 anderen Geflüchteten in einem Raum, der keine Privatsphäre bietet.

Ralf Rötten, Vorsitzender der Berliner Jugendhilfsorganisation „Hilfe für Jungs e.V.“, bestätigte im Interview mit der Deutschen Welle, dass es mehr und mehr junge Flüchtlinge gebe, die sich gezwungen sehen, ihren Körper für Geld zu verkaufen.

Der Verein schickt Sozialarbeiter in den Tiergarten, um dort Aufklärungsarbeit zu leisten.

Die Mitarbeiter informieren über AIDS und andere sexuell übertragbare Krankheiten. Allerdings sehen viele der Geflüchteten keine Alternative zur Prostitution, da sie keiner regulären Arbeit nachgehen dürfen, sie keine Privatsphäre und auch kaum Geld haben.

Viele stünden vor dem Problem, dass über ihre Asylanträge noch nicht entschieden wurde: „In der Zeit dürfen sie keinen Deutschkurs, keinen Integrationskurs besuchen, nicht studieren und nicht arbeiten“, erklärt Rötten.

Murat Abbes sagt, er sei wegen seiner Kinder nach Deutschland gekommen, er habe ihnen ein besseres Leben bieten wollen.

„Jetzt gehe ich wegen meiner Kinder wieder zurück, ich kann sie nicht allein lassen. Nach Deutschland zu kommen“, so der Syrer, „war der größte Fehler meines Lebens. Ich bin aus Aleppo geflohen, um dem schnellen Tod zu entkommen. Aber hier sterbe ich gerade ganz langsam.“

Die Lage in den Camps sei für viele der erste Anstoß, über eine Rückkehr in die Heimat nachzudenken. „Oft haben die Männer eine völlig andere Vorstellung von Deutschland“, sagt Anne Helberg vom Flüchtlingszentrum Hamburg-Osdorf. „Die tatsächliche Lage ist dann ein großer Schock, und aufgrund dieser schockierenden Erfahrung treffen viele Männer die Entscheidung, zurückgehen zu wollen“. Nun will auch Abbes zurück nach Aleppo, so schnell wie möglich. Aber ist ein Zurück in den Krieg eine Alternative?

Und so einfach ist das mit der Rückkehr nicht; es ist sogar unklar, ob Abbes es je zurück schafft. Während Iraker und Afghanen bei ihrer Ausreise von staatlichen Fördermodellen unterstützt werden, sind Syrer auf sich allein gestellt. Eine Ausreise in das vom Krieg zerstörte Land ist nicht vorgesehen, schlicht, weil sie als zu gefährlich gilt.

Die Geschichte des Senegalesen Josef Sonko ist glücklicher. Er war im Jahr 2012 über Marokko und Spanien nach Deutschland geflüchtet. Hier absolvierte er erfolgreich eine dreijährige Konditorenausbildung. Der 33-jährige Familienvater, der seine Frau und seinen elfjährigen Sohn im Senegal zurücklassen musste, hat damit sein erstes großes Etappenziel erreicht.

Allerdings gab ihm der bayrische Integrationsbeauftragte klar zu verstehen, dass seine Chancen auf ein Bleiberecht eher schlecht stünden, denn Sonko gilt als Flüchtling aus einem sogenannten „sicheren Herkunftsland“. Im Januar 2017 hatte er vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) die frustrierende Nachricht erhalten, sein Asylantrag sei als „unbegründet“ abgelehnt worden.

Die Ausländerbehörde am Dachauer Landratsamt stimmte im Juni 2017 einer Duldung zu. Sein Traum, sich hier ein Leben aufzubauen und seine Familie nachholen zu dürfen, lebt fort. Er darf nun mindestens zwei weitere Berufsjahre in Deutschland leben und arbeiten und ist damit der erste Flüchtling im Landkreis, der von der neuen „3+2-Regelung“ (drei Ausbildungs- und zwei Gesellenjahre) profitiert. Die Gesetzgebung sieht allerdings vor, dass Josef Sonko nach den zwei Berufsjahren in seine senegalesische Heimat zurückkehren muss.

Allerdings ist nicht auszuschließen, dass für Flüchtlinge mit abgeschlossener Ausbildung, eigenem Wohnsitz, festem Einkommen und fundierten Deutschkenntnissen die Ausländerbehörde eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung ausspricht. Seine Familie könnte dann nachkommen. „Ich habe Hoffnung“, sagt der 33-Jährige.

Sonkos Geschichte aber belegt noch mehr: Sie zeigt den vielen ehrenamtlichen Asylhelfern im Landkreis Dachau, dass ihr engagierter Einsatz bei den Behörden und beim Unterrichten der Flüchtlinge Früchte trägt, auch Sonko erhielt privaten Einzelunterricht in Deutsch und Mathe. Ohne ihre Hilfe wäre er den Ansprüchen der Berufsschule vermutlich nicht gewachsen gewesen, heute meint seine Chefin: „Er könnte seinen Meister machen, das Zeug dazu hat er allemal.“

Gabriele Knuf

Quellen: ZEIT Nr. 5 vom 28.01.2016, DW vom 25.04.2017, Nürnberger Nachrichten vom 06.06. 2017, SZ vom 06.02.2018

Durch das Paradies in die Himmelsstadt

In der abendländischen Baukunst in Kloster- und Domkirchen findet sich auch ein „Paradies“. Dabei handelt es sich um einen vorgelagerten Eingangsbereich mit Brunnen, der auf das lebenspendende Element des Wassers sowie auf die Lieblichkeit des Garten Eden hinweist.

Als der spätromanische Dom zu Münster zwischen 1225 und 1264 erbaut wurde, entstand eine einschiffige offene Vorhalle, die damals als Gerichtssaal genutzt wurde. Christus, der Weltenrichter, thront oberhalb des Domportals und soll die menschlichen Richter an die Gerechtigkeit Gottes erinnern. In der einen Hand hält er das Buch des Lebens, mit der anderen segnet er die Menschen, die zu ihm aufsehen.

Damit die Gläubigen in Ehrfurcht den Dom betreten, wurde der Eingang mit Darstellungen des jüngsten Gerichts oder mit Bildnissen der Apostel und etlicher Propheten geschmückt. Im Dom zu Münster findet sich direkt unter der Christusfigur der Apostel Paulus, der auch der Namensgeber ist, an einem „Ehrenplatz“ zwischen den beiden Zugangstüren. Vorbilder dieses Ensembles stehen in den Kathedralen von Chartres und Reims.

Dieser ehemalige Gerichtsplatz, der anfangs offen war, wurde im Jahr 1480 in einen geschlossenen Bereich umgestaltet. Seit dieser Zeit ist das „Paradies des Doms“ durch zwei Portale zugänglich.

Durch kriegerische Ereignisse, Brände und die Unruhen der Wiedertäuferzeit (1534 - 1536) wurden mehrere Skulpturen zerstört. Später wurde das zentrale Portal um 1545/50 mit einer eindrucksvollen Skulpturengruppe des Bildhauers Johann Brabender ausgestattet.

Es handelt sich hierbei um großartige Zeugnisse westfälischer Bildhauerkunst des Hochmittelalters.

Anhand der mittelalterlichen Baukunst lässt sich auch der damalige religiöse Zeitgeist nachempfinden: Das Paradies des Domes sollte für die Gläubigen Ansporn zu einem tugendvollen Lebenswandel sein. Das Portal zum Dom wurde als ‚Porta Coeli‘, die Himmelspforte gesehen.

Christus ist die Tür: *„Wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden“* (Joh 10,9). Dieser Ort galt als symbolischer Ort des Wartens zwischen dem irdischen Tod und dem himmlischen Gericht.

Über dem mittleren Eingang des Dom-Paradieses stand in einer Nische die Gruppe von Adam und Eva mit dem Baum der Erkenntnis, den die Schlange umwindet. Rudolf von Langen, erster bedeutender Humanist in Westfalen, verfasste 1486 die Inschrift unter der Figurengruppe von Adam und Eva.

„Vor dem ewigen Tempel stand das himmlische Paradies. Wie überglücklich wäre der Mensch, wenn er es bewohnt hätte. Geht hier hindurch, ihr Armen der Vergänglichkeit, schreit eure Schuld laut hinaus zu den erhabenen Heiligtümern, gebt Gott eure Gelübde zurück.“

Allerdings musste diese Skulpturengruppe 1864 auf Veranlassung des Bischofs entfernt werden.

Der westfälische Adel beschwerte sich in einem Schreiben an den Bischof darüber, dass Jünglinge und Jungfrauen der Stadt den Dom unter diesem „schamlosen“ Werk betreten sollten.

So wie andere Werke des bedeutenden Bildhauers Johann Brabender, wird auch die Skulpturengruppe von Adam und Eva heute im Landesmuseum in Münster gezeigt.

Auch im Paradies des Doms zu Münster ist nicht alles himmlisch: An einer versteckten Stelle findet sich in Augenhöhe eine primitive Ritzung des Teufels.

Ob diese Ritzung durch Steinmetze vor über 200 Jahren erfolgt ist, oder ob sie schon viel älter ist, ist völlig ungeklärt.

Also: Auch im Paradies findet sich der Teufel

Walburga Altefrohne

Quellen: Das Paradies des Domes zu Münster in Westfalen

Paul Pieper, Ina Müller / 1993

Der Dom zu Münster / Udo Grote, Stephan Kube / 2014ccMünster, Geschichte in Bildern / Bernd Haunfelder / 1994



©LWL-Museum für Kunst und Kultur
(Westfälisches Landesmuseum), Münster
Dauerleihgabe des Domkapitels Münster
Sabine Ahlbrand-Dornseif und Hanna Neander

Kleine Vertreibungen

Unsere Vorstellungen vom Paradies werden vom Lebensbeginn an durch Elternhaus und Schule geprägt. Im Laufe des Lebens können an diese Stelle kleine private Paradiese treten, leider kann man auch aus denen immer wieder vertrieben werden.

Mit einer Lappalie fing alles an: Sie lebten im Einklang mit sich und allen Kreaturen in einer unberührten Natur. Für ein erfülltes, sorgenfreies Leben war alles reichlich vorhanden. Ja, sie wussten nicht einmal, was Sorgen und Nöte waren. Allerdings stand über allem das Gebot, die Früchte des Baumes nicht zu essen.

Anstatt das eigene Versagen unumwunden einzugestehen, wurde einem Dämon die Verantwortung für das eigene Versagen zugeschoben. Er wäre der Einflüsterer, dem sie angeblich nicht hatten widerstehen können, sie beschuldigten sich gegenseitig.

Mit dem Biss in diesen einen Apfel übertraten sie das Gebot – ohne zu erahnen, welche Konsequenzen sich daraus ergeben sollten. Mit einem Mal war nichts mehr wie zuvor.

Aus dem Miteinander wurde ein Gegeneinander, aus Eintracht erwuchs Zwietracht. Das Geborgensein wich dem Gefühl des Verlorenenseins. Anstatt sich zu vertrauen, misstrauten sie einander.

Alles um sie herum veränderte seine Qualität, und wo es eben nur Gutes gab, zeigte sich jetzt das Böse. Zwangsläufig entwickelte sich das Bewusstsein, ab jetzt die Verantwortung für das eigene Leben übernehmen zu müssen. Aus der realen Welt gab es kein Zurück ins Paradies!

Doch tief im Inneren bleibt die große Sehnsucht des Menschen nach Sicherheit und Geborgenheit, sie begleitet ihn von seiner Geburt bis zu seinem Lebensende.

Als ich bei einigen Geburten dabei war, hatte ich das Gefühl, dass der neue Erdenbürger sich lauthals über den Verlust der uteralen Geborgenheit beschwert, denn mit der Geburt wird der Säugling in eine Welt hineingeschubst, in der er vollständig (von der ihn umsorgenden Mutter) abhängig ist.

Das Kind befindet sich in einem Zustand größter Selbstverständlichkeit, allein auf sich bezogen, leibliches und körperliches Wohl werden selbstverständlich und liebevoll befriedigt. Hat ein kleiner Mensch das große Glück, dass seine Umgebung dies alles besorgt, geht es ihm gut.

Der Verlust der pränatalen Geborgenheit – des ersten Paradieses – ist unumkehrbar. Allmählich wächst die Einsicht, dass der paradiesische Zustand nicht von Dauer ist: dem Schreien folgt der besorgte Blick der Mutter oder anderer vertrauter Gesichter. Prozesse der beiderseitigen Konditionierung beginnen, allmählich wird sich das Kind seines Ichs bewusst. Damit einher geht dann häufig der Verlust eines weiteren paradiesischen Zustands, denn das eigene Handeln hat plötzlich Konsequenzen! Die umgeworfene Milch wird – gerechtfertigt oder nicht –

dem niedlichen tollpatschigen Baby nicht mehr verziehen, sondern als Fehlverhalten getadelt, das Konsequenzen hat.

Diese allgemeinen Feststellungen kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen: Auch ich hatte mit der Vertreibung aus meinem kleinen Paradies zu kämpfen.

Später kam es dann noch doller, denn irgendwann wurde ich der trauten Häuslichkeit entrissen und fand mich im Kreise anderer krabbelnder, brabbelnder, spuckender und schlagender Menschenkinder wieder.

Ich bin nicht allein – welche neue Gewissheit! Ich musste akzeptieren, dass ich nicht der Mittelpunkt der Welt bin und es auch andere wichtige Menschen in meinem Umfeld gibt. Allerdings durfte ich mich an meinem Geburtstagsfest wieder als besonders bedeutungsvoll betrachten, denn da bekam ich eine Krone auf, stand sichtbar im Mittelpunkt und durfte meine Freunde im Schnellimbiss empfangen.

Solange ich mit ihnen gut auskam, wir viel Spaß und Freude miteinander hatten, war ich zufrieden, in einem fast paradiesischen Zustand. Ich bin immer gerne in den Kindergarten gegangen, fühlte mich dort gut aufgehoben und habe diese Zeit wieder in einem ungestörten paradiesischen Zustand mit Malen und Spielen verbringen können.

„Mir gäb es keine größre Pein, wär ich im Paradies allein.“

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832)

deutscher Dichter, Naturwissenschaftler und Staatsmann

Doch auch dieses begrenzte Intermezzo wurde eines Tages abgelöst durch die Schule.

Ich bin wissbegierig und weiß noch, als ob es gestern gewesen ist, mein erstes von der Tafel abgelesenes Wort: „Wellensittich“. Von nun an wurde mein Tun erstmalig gründlich beobachtet und der unerbittlich verlangte Lernfortschritt erbarmungslos bewertet.

Große Erkenntnis: Mein privates, berufliches und soziales Fortkommen ist allein meine Sache, niemand kann sie mir abnehmen.

Entweder ich mache mit, oder ich lasse es – die Konsequenzen werden offengelegt. Wie immer ich mich entscheide, das Ergebnis ist nicht vorherzusehen. „Einflüsterern“ widerstehe ich mutig, denn ich weiß, dass letztendlich ich allein für meine Entscheidungen verantwortlich bin.

Diese emanzipatorischen Prozesse gehören zu jedem Leben, paradisisch sind sie nicht immer!

Leben und Welt zeigen sich als unendlich komplexes Gefüge. Mit jeder Erfahrung wachsen mein Horizont und auch meine Verantwortlichkei-

ten gegenüber Familie, Freunden, Schule, Studium, Beruf, gegenüber Ehefrauen, eigenen Kindern, Partnerinnen und auch der Gesellschaft.

Wenn es mir aber gelingt, möglichst selbstbestimmt und damit stimmig für mich selber zu agieren, empfinde ich mein Leben nicht als eine von Verpflichtungen besetzte „Tretmühle“, sondern als erfüllt und erfüllend.

Ich habe die Erkenntnis gewonnen, dass schon ein Sich-Wohl-Fühlen ein paradisischer Zustand sein kann.

Antonius Witte



Foto: Nicolas Siegler

So nicht

Ums Paradies ging eine Mauer
Hübsch hoch vom besten
Marmelstein.
Der Kain, als ein Bub,
ein schlauer,
Denkt sich:
Ich komme doch hinein.
Er stieg hinauf zu diesem Zwecke
An einer Leiter mäuschenstumm.

Da schlich der Teufel um die Ecke
Und stieß ihn samt der Leiter um.
Der Vater Adam, der's gesehen,
Sprach während er ihn liegen ließ:
„Du Schlingel!
Dir ist recht geschehen.
So kommt man
nicht ins Paradies.“

*Wilhelm Busch (1832-1908)
deutscher Zeichner, Maler und Schriftsteller*

**„Drei Dinge sind uns aus dem Paradies geblieben:
Sterne, Blumen und Kinder.“**

Dante Alighieri (1265 – 1321),
italienischer Dichter und Philosoph
gilt als bedeutendster Dichter des europäischen Mittelalters

Mein Paradies im Wandel der Zeit

Beim intensiven Nachdenken über das Thema *Paradies* erkenne ich, dass es das EINE Paradies für mich gar nicht gibt. Aber ich durchlebe im Schnelldurchlauf die vielen kleinen Paradiese, die die Erfüllung kleinerer und größerer Wünsche bedeuten, die ich schon genossen habe und die, die ich gerade erlebe.

Mein erstes, als Kind bewusst als solches wahrgenommenes Paradies war mein erstes eigenes Zimmer, das ich mit niemandem teilen musste. Der Dachboden meines Elternhauses wurde ausgebaut, eine steile Treppe führte hinauf. Der Raum war klein, hatte aber ein großes Fenster, das viel Helligkeit und „Weitblick“ über die Nachbarschaft bot. Wichtiger für mich war aber ein kleines Dachfenster über meinem Bett, so dass ich oft mit dem Blick in den Himmel und auf die Sterne einschliefe.

Ein Eis im Hörnchen, drei Kugeln mit Sahne und obendrauf bunte Steußel krönten stets den Besuch bei einer Tante, die mit mir dazu in die Eisdiele ging – ein Traum.

Ich war ja so stolz und fühlte mich schon richtig groß, obwohl ich kaum in die Eistheke blicken konnte und die Auswahl eher aus der Erinnerung treffen musste.

Sommerferien – die scheinbar endlos dauerten, in der Erinnerung nur gutes Wetter, Badefreuden mit Cousinen und Cousins am Baggersee, abends bis „in die Puppen“ aufbleiben dürfen.

Der Kauf einer besonderen Jacke, auf die ich lange gespart hatte, dieses unbeschreibliche Gefühl, mich damit zu zeigen...!

Mit dem Älterwerden veränderten sich diese Paradiese. Ich kann mich noch sehr gut an den Moment der bestandenen Fahrprüfung erinnern, an dieses Gefühl: jetzt habe ich es geschafft. Als dann noch das erste eigene (gebrauchte) Auto hinzukam, war mein Glück vollkommen. Ein paradiesisches Gefühl!

Mit den Jahren kamen viele dieser Momente dazu. Unsere Hochzeit mit ihrer besonderen Feier, der Einzug ins eigene Haus, die Geburt der Kinder, tolle Urlaube in vielfältiger

Form – einmal tatsächlich im „Hotel Paradies“ in Südtirol! Es sind aber nicht nur diese „großen“ Erlebnisse, die mir als paradiesisch in Erinnerung sind. Da gibt es den Abend einer Lesung mit Querflötenbegleitung in einer Kirche, ein erlesenes Essen mit lieben Menschen in einem Restaurant, das vertrauliche Gespräch mit jemandem, von dem ich es nicht erwartet hatte, das starke Empfinden, mich in meiner Beziehung gut aufgehoben zu fühlen.

Es sind eben nicht nur die außergewöhnlichen Dinge, die ich als mein Paradies erlebe.

Es gibt da auch viele kleine Erlebnisse, die mir fast täglich in unterschiedlichen Formen begegnen. Voraussetzung dafür, sie auch wahrzunehmen, sind Offenheit und diese wertzuschätzen.

Irmgard Bröker

**„Die Reise mahnt uns,
stets im Sinn zu halten
und darauf bedacht zu sein,
das eigene Land zu suchen.
Du weißt es, glaub ich, nicht:
Das Land heißt Paradies.!**

Otfrid von Weißenburg (790–875)
erster bekannter hochdeutscher Dichter

Das waren schöne Zeiten

Während ich über die Frage nachdenke, wie ich „mein“ Paradies am besten beschreiben könnte, höre ich zufällig eine Sendung im WDR 3, die genau dieses Thema behandelt u. meinen Gedanken einen Schub gibt.

In der 15-minütigen Hörfunksendung „Zeitzeichen“ wird der Österreicher Paul Kupelwieser (1843-1919) vorgestellt, der Unternehmer, Baumeister und Erfinder war. Um 1900 entdeckte er für sich das kleine Eiland Breoni, ein Archipel aus insgesamt 14 kleinen Inseln, dreieinhalb Kilometer vor der Küste von Istrien – dem heutigen Kroatien – gelegen.

Er entschied: „Hier auf dieser Insel werde ich meine Vorstellung vom Paradies verwirklichen.“ Und er hat es geschafft, dieser besondere Platz bot dem Mäzen trotz einer Erkrankung Entspannung und ideale Lebensbedingungen und auch Wissenschaftlern des Robert-Koch-Institutes Forschungsmöglichkeiten zur Bekämpfung von Malaria.

Wenn ich heute mit meinen 87 Jahren zurückblicke, sehe auch ich eine Zeit sehr guten Lebens, das sich allerdings erst nach und nach entwickelte.

Nach der Ausweisung aus Niederschlesien kam ich nach Westfalen, nach Bielefeld.

Eine so vollständig zerstörte Stadt hatte ich mit meinen 15 Jahren noch nicht gesehen.

Ähnlich grau wie die Ruinen um mich herum fühlte ich mich – ziellos, unerfahren und allein, dazu ohne Ausbildung und Freunde. Die ersten AnsprechpartnerInnen waren evangelische Gemeindeglieder, sie luden mich ein, im Kindergottesdienst als „Helfer“ mitzuwirken.

Bald ging's bergauf! Nachdem ich die „Mittlere Reife“ nachgeholt hatte und in einer passenden Ausbildungsstätte meinen Traumberuf – Drogist – erlernen durfte, fand ich bald eine gute Anstellung.

Ich fühlte mich gesund, leistungsbereit und erfüllt mit vielen Ideen. Die Zeit idealer Lebensbedingungen begann – so sehe ich das heute!

Zu allen MitarbeiterInnen hatte ich ein gutes Verhältnis, das kollegiale Miteinander war hilfreich für mich, den Berufsanfänger.

Nach der Heirat mit der wunderbaren Partnerin wagten wir in Münster einen weiteren Neuanfang.

Der gelang bestens: Gleichgesinnte Freunde, tolerante KollegInnen und glaubensstarke Gemeindeglieder unterstützten uns. 1964, in der Phase wirtschaftlichen und politischen Neubeginns, fassten wir Mut und machten uns selbstständig.

Das Glück war mir hold, ich fand den richtigen Ort für das eigene Geschäft in Münsters Innenstadt. 30 Jahre später gingen wir zufrieden in den Ruhestand, aus der Rückschau meine ich: „Wir haben das Beste aus unseren Lebensbedingungen gemacht und sagen aus Überzeugung: das waren schöne Zeiten.“

Heute, im Frühjahr 2018, stelle ich mit Sorge fest, dass die schon länger andauernde politische und soziale Wetterlage wenig paradiesisch ist und deshalb die Bedingungen für ein ähnlich gutes Leben, wie ich es erleben durfte, für einige Menschen besonders erschwert sind.



**„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht vertrieben werden können.“**

Jean Paul (1763-1825)

deutscher Schriftsteller

„Man muss nicht erst sterben, um ins Paradies zu gelangen, solange man einen Garten hat.“

persisches Sprichwort

Gartenparadies

Der Garten ist zum Sehnsuchtsort vieler Städter geworden. Hier zeigt sich die Sehnsucht der Menschen nach einer heilen Welt, einer ursprünglicheren Lebensweise, man sucht sie beim Arbeiten in und mit der Erde.

Gärtnern liegt im Trend, die Beschäftigung mit Gärten nimmt zu. Im Zeitschriftenregal finden wir Titel wie „Landlust“, „Garten Träume“, in Buchhandlungen gibt es ganze Abteilungen für Gartenbücher, Gartenfestivals boomen, die Besucherzahlen bei Gartenführungen steigen, private Gärten öffnen ihre Pforten für Besucher.

Schon immer wurde das Anlegen eines Gartens, den Adam und Eva vor Urzeiten verlassen mussten, mit dem Paradies in Zusammenhang gebracht. So als sei jeder Garten ein Versuch, den Garten Eden wieder auferstehen zu lassen, in dem der Mensch sorglos und glücklich lebte, bevor er aus dem Paradies vertrieben wurde.

Auch die Idee vom Garten als Arkadien gehört dazu. Im Mythos bezeichnet Arkadien einen verklärten Ort. Ein Ort ohne Arbeit und ohne gesellschaftliche Zwänge, in dem der Mensch er selbst sein kann, umgeben von einer idyllischen Natur und im Einklang mit ihr.

Das hat viel mit Rückzug von der Welt und ihren Problemen, aber auch mit Selbstermächtigung zu tun. Etwas selbst bestimmen und nach eigenen Ideen gestalten zu können, ist ein zentrales menschliches Bedürfnis.

In einer komplexen Welt, in der der Einzelne und auch Staaten immer stärker vernetzt sind, haben viele

Menschen das Gefühl, in Abhängigkeiten gefangen, den Entscheidungen anderer ausgeliefert zu sein und selbst wenig bewirken zu können. Gärtnern jedoch fördert das Gefühl von Selbstbestimmtheit. Die Größe des Ortes spielt dabei kaum eine Rolle. Egal, ob man einen Gartenplan für ein großes Anwesen entwirft, ein Beet im Kleingarten anlegt, oder auf dem heimischen Balkon ein- und umtopft. In jedem Fall gestaltet man selbst ein Stückchen Erde.

Und die Beschränkungen, die Grenzen des eigenen Einflusses, liegen hier einmal nicht in der Gesellschaft, sondern allein bei den Pflanzen und wie man mit ihnen umgeht. Beim Gärtnern ist es die Natur selbst, die Rahmenbedingungen und Grenzen vorgibt. Natürliche Gegebenheiten spielen eine Rolle, wie Wetter, Klimazone und Bodenbeschaffenheit. Es kommt auf die Lage des Grundstücks an, den Anteil an Sonnen- und Schattenplätzen. Das alles ist entscheidend dafür, ob das Gärtnern an einem Ort erfolgreich ist.

Je mehr wir uns im Alltagsleben von der Natur entfernen, desto stärker sehnen wir uns nach einem grünen Ausgleich. Nicht nur in Deutschland, sondern weltweit leben immer mehr Menschen in Städten. Die zunehmende Verdichtung der Orte, der knapper und teurer werdende Wohnraum führen zu einem stärkeren Bedürfnis nach Erholung in der Natur.

So kommt es, dass Kleingärten in attraktiven Stadtlagen wieder begehrt sind. Lange Wartelisten und mehrere Tausend Euro für eine Parzelle sind keine Seltenheit. Das war nicht immer so. Galt doch der Schrebergarten lange Zeit eher als altmodisch und ein wenig spießig. Dieses Image hat sich gewandelt, auch weil sich die Vereine auf die geänderten Bedürfnisse ihrer Mitglieder eingestellt haben. Durfte wegen der Wohnungsnot in der Nachkriegszeit in den Gärten noch gewohnt werden, wurden sie im Laufe der Zeit zu einem modernen Ort der Freizeitgestaltung.

Bei der Ausstellung Skulptur-Projekte 2017 in Münster ließ sich dieser Kulturwandel anschaulich nachvollziehen. Dort stellte der britische Künstler Jeremy Deller seine Arbeit „Speak to the Earth and It Will Tell You“ (2007-2017) (Sprich zur Erde, sie wird es dir sagen) im Kleingartenverein Mühlenfeld in Münster aus. Die Arbeit umfasste die Gartenaufzeichnungen von 33 Kleingartenvereinen, die 10 Jahre lang Tagebuch geführt hatten.

Heute werden Gärten stärker an die Bedürfnisse neuer Lebensphasen angepasst, wandeln sich von einem zunächst überwiegend kinderfreundlichen Ort später in einen seniorengerechten Garten. Vor allem in der Familienphase ist ein Garten ideal, Kinder können sicher und unbeaufsichtigt spielen, Hunde haben

Auslauf. Für den Nachwuchs können Rasen und Spielflächen geschaffen werden, die nach der Kinderphase zugunsten von Pflanzenbeeten rückgebaut werden können.

In späteren Lebensphasen kann das sinnliche Genießen des Gartens wieder in den Vordergrund rücken. Der unmittelbare Kontakt mit der Natur, wie das Einatmen von Blütenduft, das Leuchten der Farben, das Rascheln von Herbstlaub, das Wehen von Gräsern im Wind. Das alles sind Erlebnisse und Empfindungen, die gerade auch älteren Menschen große Freude bereiten.

Macht ein Garten glücklich? Viele Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Gärtnern oder auch nur der Aufenthalt im Grünen Stress abbaut. Wir sind draußen, bewegen uns an der frischen Luft.

Das Buddeln in der Erde, der Kontakt mit den Elementen Erde, Wasser, Luft. Das alles tut uns gut – Gärtnern ist nicht nur Handarbeit, sondern fordert auch den Kopf; Körper, Geist und Seele sind gleichermaßen beansprucht, denn es gilt, für all die gärtnerischen Probleme sinnvolle Lösungen zu finden.

Bei der Arbeit im Garten können wir unseren auf das Handeln ausgerichteten Alltag für eine Weile vergessen. Das Zusammensein mit Pflanzen kann uns helfen, uns zu erden und wieder zu uns zu finden, ein paradiesisches Gefühl.

Jutta Schulzki

*Quellen: Gerhard Heinrich Kock, Skulptur-Projekte 2017
Gebrauchsanweisung Freizeitführer-Denkimpulse-Tipps
Emanuele Coccia, Die Wurzeln der Welt: Eine Philosophie der Pflanzen*



Foto: Gabriele Knuf

„Den Garten des Paradieses betritt man nicht mit den Füßen, sondern mit dem Herzen.“

Bernhard von Clairvaux (1091–1153)

Französischer Zisterzienser–Abt und Theologe



Buchtip – Reginald Arkell: Pinnegars Garten

Dieses Buch ist ein wunderbares, kleines Geschenk - nicht nur für GartenliebhaberInnen, noch dazu in einem besonderen Format und mit sehr ansprechender Gestaltung des Einbandes, da möchte man sich am liebsten sofort in diese paradiesisch-schöne Landschaft versetzen lassen.

Das Besondere der erstmals 1950 erschienenen Geschichte liegt in den vielen stillen, detailreichen und genauen Beschreibungen einzelner Pflanzen und Beete, aber auch in den ehrlichen Hinweisen auf die körperlichen Anstrengungen, die erforderlich sind, eine solch reizvolle Garten-Wunderwelt zu erschaffen. Gleichzeitig bietet die Lektüre umfangreiches und komplexes Gartenwissen.

Herbert Pinnegar, die Hauptfigur des Romans, ist ein Findelkind, das schon in sehr jungen Jahren seine Liebe zu Pflanzen aller Art entdeckt. Als junger Bursche beginnt er im Garten von Lady Charteris Unkraut zu jäten und als endlich der altgediente Obergärtner in den Ruhestand geht, nutzt der junge Mann die Gunst der Stunde.

Nun darf er endlich das Gartenregiment übernehmen und teilt sein Leben fortan freudig und mit großem

Einsatz mit Heckenrosen, Begonien und vielen interessanten Pflanzen. Er geht seinen Weg durch alle gärtnerischen Lehrinstanzen und behält diese Stelle sein ganzes Leben lang.

Dieses herzerwärmende Buch zeigt einen enthusiastischen Gärtner, der es als Ehre betrachtet, die Begeisterung und das Wohlgefallen seiner Herrin zu gewinnen, das ist ihm Wertschätzung genug. Später bringt er seine gärtnerischen Fähigkeiten zusätzlich als Richter bei Gartenwettbewerben ein. Das Gedeihen von Blumen, Obst und Gemüse bedeutet ihm mehr als Freundschaften und Familie, für eine Blume und ihr Wachstum stellt er alle persönlichen Belange hintan.

Der Schriftsteller Reginald Arkell wurde 1872 als Sohn eines Bauern geboren und wuchs in der ländlichen Idylle der Cotswolds in Gloucestershire auf.

Der Autor war überzeugt, dass ein Mann, der sein ganzes Leben lang in einem Garten arbeitet, dort vollkommen glücklich sein könne.

Arkell schildert zudem die Beziehungen zwischen Herrschaft und Dienerschaft von der Wende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg und zeigt eine Welt tief greifender Klassenunterschiede. Er beschreibt authentisch, wie der Garten eines Herrenhauses vor 1914 funktionierte, in einer Zeit, als die Traditionen unerschütterlich und die Arbeitskräfte billig waren.

Ein rundum schönes Buch, eine mit liebevoller Melancholie durchzogene Geschichte über einen leidenschaftlichen Gärtner im ausgehenden viktorianischen England - durchzogen mit berührenden Dialogen, feiner Ironie und witzigen Szenen.

Text & Foto: Gabriele Knuf

„Das Paradies ist da, wo ich bin.“

Voltaire (1694–1778), eigentlich François-Marie Arouet

französischer Philosoph der Aufklärung, Historiker und Geschichts-Schriftsteller

„Warum in die Ferne schweifen...“

... wenn das Gute liegt so nah“, lautet ein bekanntes altes Sprichwort. Wenn ich mir überlege, wo für mich das „Paradies auf Erden“ ist, kommen mir diese Worte schnell in den Sinn.

Natürlich träume ich an nasskalten Herbsttagen von Sonne, Strand und Meer. Das ist quasi ein Automatismus, um mich von dem oft grässlichen Wetter in unseren Gefilden abzulenken. Aber wenn es weder die Zeit noch die leere Urlaubskasse erlauben, spontan an einen paradiesischen Ort zu reisen, habe ich dennoch die Möglichkeit, meine Phantasie zur Hilfe zu nehmen, um in eine bessere Stimmung zu kommen.

Außerdem gibt es ja auch ganz reale Hilfsmittel, mir im manchmal trüben, heimatlichen Alltag den Sommer herbeiholen zu können. Bilder mit farbenfrohen Motiven, helle Einrichtungsgegenstände und beschwingte Musik bringen mir den Sommer näher.

Auf diese Art und Weise gelingt es mir besser, Trübsal zu vermeiden und mich mit den Wetterverhältnissen in unseren Breitengraden eher abzufinden.

Es schützt mich auch davor, eifersüchtig oder neidisch auf andere Menschen zu werden, die sich nicht nur einmal im Jahr oder sogar für einen längeren Zeitraum dem „Schmuddelwetter“ entziehen und sich an fernen Orten die Sonne auf

den Bauch scheinen lassen können. Sie haben sich diese Lebenssituation in der Regel verdient.

Und wenn ihnen das Lottogluck oder andere günstige Umstände dieses Leben ermöglichen, so soll es eben genauso sein. Man muss auch gönnen können. Aber genau darin liegt offensichtlich häufig das Problem. Es scheint ein wenig in der menschlichen Natur zu liegen, das irdische Paradies immer genau dort zu verorten, wo man sich selbst gerade nicht aufhält. Ich finde, dass man sich den Alltag mit dieser Haltung nicht leichter macht. Hilfreich ist es, die eigene Situation zu akzeptieren. Wenn es sich im Moment eben nicht einrichten lässt, dass man in die Ferne fliegt, so hat man doch immer noch die eigene Phantasie oder schöne Reiseerinnerungen an Vergangenes.

Mein persönliches Paradies auf Erden ist Rom, die ewige Stadt. Obwohl es inzwischen schon ein paar Jahre her ist, dass ich dort war, bleibt diese Reise für mich unvergesslich. Das Hinabsteigen der Spanischen Treppe in der Abenddämmerung, der gewaltige Petersdom im nächtlichen Glanz, Kultur wohin das Auge blickt, die vielen Straßenkünstler auf der Piazza Navona, die Straßencafés im

Studentenviertel Trastevere und noch vieles mehr machen Rom für mich so außerordentlich, so besonders. Bis ich das nächste Mal wieder dorthin reisen kann, rufe ich mir regelmäßig diese Erlebnisse ins Gedächtnis.

Besonders erfüllt mich dabei, dass ich hier nicht nur von etwas träumen muss, sondern die reale Erfahrung gemacht habe, (m)einen paradiesischen Ort für mich gefunden zu haben.

Aber ich stelle auch immer wieder fest, auch der heimische Sommer bietet viele Vorzüge: laue Nächte auf dem Balkon oder im Eiscafé, tolle Wochenenden am Badensee oder im Freibad; auch sommerliche Freiluftkonzerte wie die Aasee-Serenaden in Münster zeigen mir, dass das Gute so nah liegt.

Und wenn noch nette Menschen diese Erfahrungen mit mir teilen, ist das ganz wunderbar, so hoffe ich, dass der Sommer dieses Jahres weiterhin seinem Namen alle Ehre machen wird und somit ideale Bedingungen für paradiesische Begegnungen und Erlebnisse geschaffen werden.

Stefan-Matthias Richter

„Dort (im Paradies) ist nur Schönheit, Luxus, Ruhe und Wohlgefallen.“

Charles Baudelaire (1821–1867)

französischer Dichter und Ästhetiker

„Die Erde ist ein Irrenhaus.

Dabei könnte das bis heute erreichte Wissen der Menschheit aus ihr ein Paradies machen.“

Joseph Weizenbaum (1923–2008), deutsch-amerikanischer Informatiker, Wissenschafts- und Gesellschaftskritiker

Großmutter's Paradies

Kraftstrotzende und Duft verströmende Bäume mit von der Schwere der Früchte herabhängenden Zweigen. Fröhliche Menschen bei der Apfelernte. Der riesige hölzerne Küchentisch mit einfachen, aber köstlich duftenden Speisen darauf und vielen bescheidenen und freundlichen Menschen darum, eine besondere Kindheitserinnerung.

„Großvater und ich halfen eine Woche lang bei der Ernte auf einem Apfelhof. Wir fühlten uns wie im Paradies“ begann meine Großmutter zu erzählen. Auf meine Frage, was daran so paradiesisch gewesen sei, erzählte sie folgendes:

„Mein Vater, also dein Urgroßvater, hatte gehört, dass ein Apfelbauer Helfer für die anstehende Apfelernte suchte. Er fragte Großvater und mich, ob wir so etwas nicht einmal miterleben wollten. Wir waren begeistert von der Idee.

Der Bauer hieß Steigmüller und seinen Betrieb nannte er Steigmüllers Apfelparadies. Sein Land war viele Hektar groß. Großvater und ich durften also auf diesem Hof bei der Ernte helfen und bekamen als Gegenleistung im Gästehaus ein Zimmer, auch für die Verpflegung war gesorgt. Das war ein feines Angebot. Wir fühlten uns wie in einer anderen Welt, beglückt und beschenkt.

Mit dem Postbus fuhren wir nach Holzhausen, wo der Apfelhof sich befand. Von einem alten Mann wurden wir mit dem Pferdewagen von der Busstation abgeholt.

Wie feine Leute haben wir uns gefühlt, so etwas hatten wir noch nie erlebt. Der Weg führte vorbei an Herrn Steigmüllers Apfelfarm, wie uns der Kutscher verriet.

Der Blick über die große Plantage war ebenso betörend wie der Duft, den die Äpfel an den Bäumen verströmten und der zu uns herüber getragen wurde. Soweit das Auge reichte, nichts als Apfelbäume, wunderbar!

Herr Steigmüller und seine Frau begrüßten uns mit großer Herzlichkeit, so dass wir das Gefühl hatten, wir seien alte Freunde.

Dann zeigte uns Frau Steigmüller unser Zimmer. Großvater und ich konnten nicht glauben, was wir zu sehen bekamen. Ich kam mir vor wie eine Prinzessin, die zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Himmelbett schlafen würde.

Na ja, es war nicht ganz ein Himmelbett, aber es waren Vorhänge davor angebracht, die man schließen konnte.

Blau-weiß-karierte Vorhänge, dahinter ein Bett aus Holz mit geschwungenem Kopf- und Fußteil, dazu das Bettzeug in blau-weiß, sehr gemütlich.

Dann folgte unser erstes Abendessen. Insgesamt saßen zwölf Leute um den großen Küchentisch, unter ihnen auch die Apfelbauern, alle, die auf dem Hof arbeiteten, waren hier versammelt.

Jeder hatte an seinem Platz Teller, Messer und Gabel und einen Trinkbecher. Apfelsaft stand in großen Krügen parat. Es duftete nach Bratkartoffeln, dazu gab es Blutwurst.

In der ersten Nacht haben Großvater und ich gar nicht zur Ruhe kommen können, so aufgeregt waren wir.

Dann kam der erste Arbeitstag. Die Erntewagen, ein Traktor mit mehreren Anhängern, wurden samt Körben, Kisten, Eimern, Leitern und uns zu unseren Arbeitsstätten gefahren. Bald war allen ihre Aufgaben zugeteilt worden.

Großvater und ich sollten das Fallobst einsammeln und in Säcke füllen, die später in der Scheune abgestellt wurden. Danach wurden die Äpfel zu Apfelsaft und -wein verarbeitet.



Unser Arbeitstag wurde unterbrochen von der Mittagsmahlzeit, die auf dem Feld eingenommen wurde.

Die Mahlzeiten sind das allerschönste, an das ich mich erinnere.

Der Tisch war in einer Üppigkeit gedeckt, die Großvater und ich bisher nicht kennengelernt hatten.

Jedes Essen war ein Fest, wir waren guter Stimmung und machten gern unsere Arbeit und in dem feinen Zimmer fühlten wir uns sowieso himmlisch.

Ja, so verbrachten wir eine Woche wie im Paradies“ schloss Großmutter ihre Erzählung.

Sie war es, die mir das Paradies als eine Art Gefühl nahebrachte. Das ist ihr in einer Weise gelungen, die meiner kindlichen Fantasie sehr gut getan und sich bis heute als Großmutter's Paradies in meine Vorstellung eingebrannt hat. Zuweilen lässt es mich ein wenig demütig werden.

Text & Foto: Renate Folkers



Foto: Walburga Altfrohne

Das Paradies

Sein Glück für einen Apfel geben
O, Adam, welche Lüsterheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut.

Wie aber, wenn als dann die
Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?

Wie da, mein Freund? -
Ei nun, ich glaube -
Das Paradies wär' auch dann
nicht mehr.

*Gotthold Ephraim Lessing
(1729-1781)
deutscher Schriftsteller, Kritiker
und Philosoph*

Karierte Maiglöckchen

Nicht alle Menschen haben das Glück, am gewünschten Ort die Wohnung zu finden, die den eigenen Ansprüchen und Möglichkeiten entspricht. Manchmal helfen Zufall oder Glück, Beziehungen schaden aber auch nicht!

Als ich mich vor einigen Jahren in der Situation fand, meinen Lebensmittelpunkt aus dem beschaulichen Münsteraner Ortsteil Wolbeck in die Millionenstadt Köln zu verlegen, stand ich vor der Frage, die viele Menschen umtreibt:

In welchem Stadtteil möchte ich wohnen, wie groß soll die Wohnung und wie teuer darf sie sein? Eine Prioritätenliste verschaffte schnell die nötige Klarheit. Da es in einer Großstadt nicht einfach ist, seine persönlichen Wohnwünsche zu realisieren, richtete ich mich auf eine lange Suche ein, zusätzlich bat ich Bekannte und Freunde, sich umzu-hören.

Zwei beauftragte Makler schauten etwas mitleidig und meldeten sich dann nie wieder. Bald war klar, eine bezahlbare Wohnung in den bevorzugten Ortsteilen zu finden, schien illusorisch. Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt.

Ziemlich frustriert von den Enttäuschungen bei Besichtigungen oder unverhofften, auch kurzfristigen Absagen, plante ich eine lange Reise nach Asien: Vietnam und Kambodscha waren die Ziele.

Die Planung dieses spannenden Unternehmens half, die unbefriedigende Wohnungssituation weiter zu ertragen und den Fokus eher auf die unmittelbare Zukunft zu richten.

Vier Tage vor dem Abflug erhielt ich den alles entscheidenden Tipp.

Eine Bekannte, die ich zufällig auf der Straße traf, empfahl den Kontakt zu einem Kollegen, da dieser für seine kleine Familie eine neue Bleibe suchte. Zuerst zögerte ich, da ich glaubte, dass nun die Reise Vorrang habe und ich aufgrund der langen Abwesenheit jetzt sowieso nichts entscheiden könne.

Aber der Gedanke, möglicherweise eine Chance zu versäumen, veranlasste mich doch zu einer Mail, in der ich von meiner langen und bisher erfolglosen Suche berichtete und beschrieb, wie meine Wunschwohnung aussehen sollte, die Wunschliste war schon getauft:

„Karierte Maiglöckchen“, also etwas, das es nachweislich nicht gibt...

Kurze Zeit später kam die knackig kurze Antwort: „Karierte Maiglöckchen gefunden“, zusammen mit einer kurzen Wohnungsbeschreibung und dem Angebot für eine Besichtigung, das ich am Tag des Ferienbeginns, acht Stunden vor dem Flug nach Asien, wahrnahm.

Aufgeregt stand ich vor dem Haus, das vielleicht mein neues Zuhause sein könnte, noch aufgeregter betrat ich zum ersten Mal die Wohnung, fünf Minuten später war klar:

„Hier bin ich richtig“, ohne langes Nachdenken und ohne den Versuch, den Preis zu reduzieren, entschied ich mich für diese Wohnung.

Abends saß ich noch immer etwas ungläubig, aber mit breitem Lächeln im Flugzeug und fand mich in einer etwas absurden Situation wieder:

Anstatt im Reiseführer zu lesen, zeichnete ich den Grundriss meines neuen Gehäuses, schob mental Möbel hin und her, überlegte, auf welche alten Einrichtungsgegenstände ich verzichten kann und bedachte die Anschaffung weniger neuer Möbel. Vor allem aber freute ich mich – während des langen Fluges genauso wie an den verschiedenen Urlaubsorten.

Ohne Übertreibung kann ich sagen, dass ich meine schöne Wohnung – mein kleines Refugium – genieße, täglich neu!

Denn hier ist der Ort, an dem ich zur Ruhe komme und entspanne, hier bewirte ich Gäste, hier bin ich ungeschminkt, hier mache ich es mir bequem, hier kann ich sein, wie mir gerade ist.

Paradiesisch schön!

Gabriele Knuf

„Das Paradies, das wären ein französischer Koch, ein britischer Polizist, ein deutscher Manager und ein italienischer Liebhaber. Die Hölle, das sind ein britischer Koch, ein deutscher Polizist, ein italienischer Manager und ein französischer Liebhaber.“

Carla Bruni (*1967)

franz. Sängerin, Stern Nr. 30/2008 vom 17. Juli 2008, S. 148

Meine persönlichen Wohlfühlorte

Meine Erinnerung an den Religionsunterricht sagte mir, dass es ein Paradies gab, indem alle Lebewesen friedlich miteinander lebten. Nachdem der Mensch aber vom Baum der Erkenntnis gegessen hatte, gab es für ihn kein Paradies mehr. Aus und vorbei, für IMMER!

Lake-District im Nordwesten Englands. Eine Landschaft, die mein Herz berührt, mittelhohe Berge, die teilweise alpin wirken, oft kahl und schroff. Dazwischen Seen, Moore, Parklandschaften. Es wachsen vor allem Heide, Farn, niedrige Büsche und Pflanzen, gelegentlich gibt es kleine Wälder.

Eine wunderbare Landschaft zum Wandern. Von den Bergen hat man herrliche Rundumsichten bis nach Schottland, beim Anstieg verändert sich ständig die Aussicht, immer wieder möchte ich stehen bleiben und nur bewundern. Im frühen Herbst blüht noch die Heide, der Farn leuchtet in unterschiedlichsten Farben, lange blonde Gräser wiegen sich im Wind und strahlen golden, wenn die Sonne über sie zieht. Wolken in unterschiedlichsten Formen wandern am Himmel. Unterwegs trifft man vor allem Schafe und Rinder, kaum Menschen, Autos sowieso nicht.
Ruhe!
Ein Paradies?

Drôme Provençale, nördliche Provence. Ein einfaches Häuschen bei einem kleinen Dorf in den Baronnies, allein gelegen, von Weinbergen, Olivenhainen und Wäldern umgeben. Der Blick auf den Mont Ventoux, die verschiedenen Vögel zwitschern ihre unterschiedlichen Melodien, abends singt die Nachtigall, die Fledermäuse sind auf Insektenfang.

Im späten Frühling und im Frühsommer blühen Iris, Rosen, Orchideen und Vieles mehr. Es krabbelt und summt, ich begegne Eidechsen, Rehen, Wildschweinen, Geiern, Habichten, Falken, auch mal Dachsen oder Gamsen. Das Mittelgebirge, die Ausläufer der Alpen und des Mont Ventoux, lädt zum Wandern ein, wunderschöne Aussichten, herrliche Wolkenformationen, kaum Menschen unterwegs, Autos sowieso nicht.
Ruhe!
Ein Paradies?

Lykische Küste im Südwesten der Türkei. Ein kleines Dorf an der Steilküste, ein kleines Hotel, etwas höher gelegen, Blick auf das Meer. Das Areal des Hotels ist in Terrassen angelegt, eine eigene Quelle speist einen kleinen Wasserlauf durch das Gelände, spendet gutes Trinkwasser und füllt den kleinen Pool, der einmal wöchentlich gereinigt und frisch gefüllt wird und läuft dann weiter in das Dorf. Die diversen Terrassen bieten Gelegenheiten zum Sitzen oder Liegen unter Weinreben, die Trauben wachsen einem im Frühherbst fast in den Mund, alles ist grün und frisch, die Luft angenehm.

Das Essen ist köstlich, die Atmosphäre entspannt, freundliche Menschen sorgen für mein Wohlbefinden. Die Landschaft ist abwechslungsreich und lädt zum Wandern ein. Unterwegs Schildkröten,

Eidechsen und anderes Getier, kaum Menschen, Autos sowieso nicht.
Ruhe!
Ein Paradies?

Kann es heute Paradiese geben? Wie viele, wie sehen sie aus? Kann jeder Mensch beliebig viele Paradiese haben, wechseln sie nach Lust und Laune?

Heute wird fast jeder Ort, der schön ist, der den Augen, der Nase, den Ohren, dem Gefühl – also allen Sinnen – gut tut und ein individueller Wohlfühl-Ort ist, als Paradies bezeichnet.

In den meisten Natur- und Reisefilmen gibt es vieles, was als Paradies angepriesen wird, dazu gibt es zahlreiche Reiseprosperkte.

Die heutige inflationäre Benutzung des Wortes entspricht nicht meinen Empfindungen, sie gefällt mir überhaupt nicht, denn sie scheint mir gleichwohl beliebig, übertrieben und geradezu anmaßend.

Ich bekomme es nicht über meine Lippen, auch nicht für Orte, an denen ich mich rundum wohl fühle und an die ich immer wieder gerne zurückkehre, solange es überall auf der Welt Kriege, Verbrechen, Profitgier, Hunger und unvorstellbare Not gibt.

Brigitte Schäfer

„Das Paradies ist kein Ort, wo man hingeht, sondern ein Bewusstseins-Zustand.“

Unbekannt

**„Das Paradies wird die Wiederfindung der echten Beziehung zu sich selbst
und zu anderen sein...“**

Elmar Kupke (*1942),
deutscher Aphoristiker und Stadtphilosoph



Foto: Sabine Faber

Brief an M., zwei Jahre danach

Hi M., ich sitze da, starre in die Luft und grüble. Das ist erstmal nichts Besonderes. Aber das Besondere ist dieses Wort, dem ich versuche, hinterher zu spüren: Paradies. Seit Du gegangen bist, hat es eine neue, andere Bedeutung bekommen. Es hat begonnen sich in meinem Inneren intensiv zu tummeln und mich zu verwirren.

Also das Paradies, aus dem Adam und Eva vertrieben wurden, den Garten Eden, den meine ich ganz sicher nicht.

Obwohl es ein schöner Gedanke wäre, Dich im Paradies unter Obstbäumen und Blumen schlendernd zu denken.

Entspannt mit einem Zigarillo im Mund. Den Rauch genüsslich nach oben in Richtung Himmel blasend.

Das war doch auch tatsächlich ein bisschen Dein Paradies, oder?

Und da ist sie wieder, die Verwirrtheit. Hat also jeder seine eigene Paradiesvorstellung?

Für die Jugendlichen, die ich gefragt habe, sind es die weiten Strände auf Mallorca, wo man stundenlang faul herumliegen und ohne Unterbrechung schön sein kann.

Der Gourmet bekommt wässrige Augen, wenn er an eine kreative Komposition eines Gerichts denkt. Er fühlt sich schon beim ersten Bissen wie im Paradies.

Die Frau, die sich als Kind oft vergeblich nach Popcorn geseht hat, spricht jetzt von paradiesischen Gefühlen, wenn sie im Kino ohne jede Schwierigkeit einfach eine Tüte Popcorn kaufen kann.

Ich habe den Verdacht, mit *Paradies* ist ganz einfach übermäßiges Wohlbehagen gemeint. Dann wäre auch das Glas eiskalten Weins, getrunken zusammen mit einem geliebten Menschen, ein Blick ins Paradies. Liebe, Zuneigung ist sowieso ein Ort im Paradies, oder?

Der schmerzliche Anteil in diesem sensiblen Bereich würde sich dann wie die Vertreibung aus dem Paradies anfühlen.

Wohin führt mich meine Grübeleie? Zu Dir? Ist es das Paradies, sich mit dem Meer zu verbinden? So wie es Dir geschehen ist? Einfach weg zu sein aus einer Welt, die vieles nicht erfüllen kann.

Einer Welt, in der es Leid und Enttäuschung gibt, den Rücken

zuzukehren?

Ich glaube allerdings schon, dass man ein Leben mit Freude und Freundlichkeit als Paradies empfinden könnte. Für den Gedanken an das Leben danach braucht man ein religiöses Empfinden oder den Glauben an Übersinnliches.

Aber jeder Mensch, religiös oder nicht, braucht die geistige Möglichkeit über das Alltägliche, das Gewöhnliche, hinaus zu kommen, um sein persönliches Paradies finden zu können.

Es muss nicht unbedingt immer eine Insel sein. Auch nicht die, auf der es ganz viel zu essen gibt, wie sich vielleicht ein junger Mann das Paradies vorstellt. Oder die wilde Natur als Paradies, wie möglicherweise eine junge Frau mit sehnsüchtigen blauen Augen es sich wünscht.

Mir fällt zwischen all diesen kunterbunten Paradiesvorstellungen eine Aussage von Jean Paul ein, die auch mir zusagt: „*Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.*“ Ich erinnere mich an Dich in vielen Briefen. Entwerfe Dich wieder, entwerfe Dich neu, und wir sind verbundener als jemals. In unserem Paradies.

Und doch, ein schwieriger Gedanke!

Ich glaube, es geht in diesem Paradies um die Freiheit, mit der man sich in der Erinnerung bewegen und dem anderen begegnen kann. Es geht darum, wie man sich - zur eigenen Erfahrung, zum eigenen Bedürfnis - einfach Geschichten in

der Erinnerung suchen kann, vom *Jetzt* und *Hier* Neues – nie Dagewesenes – komponieren. Schönes und Gutes treten oft ganz behutsam in den Vordergrund. Über das Schlechte legt sich ein erlösender Schleier des Verzeihens.

Die sogenannte Wahrheit und Wirklichkeit sind dem sich Erinnernden nicht wichtig.

Wir erfinden uns ja in der Erinnerung selbst, lernen uns in anderer Weise kennen, schaffen Nähe neu und lassen so unser eigenes Paradies entstehen. Es gehört uns, und niemand kann es uns nehmen. Es wird uns zur Heimat.

Paradies=Heimat=Sehnsuchtsort.

Was ich bemerkenswert finde, ist, dass die Übersetzung von griechisch *paradeisos umgrenzter Raum* ist. Da fällt mir nämlich unser Stern ein, den ich für uns erfunden oder besser gefunden habe.

Weißt du noch, damals, als ich für Dich von unserem Stern schrieb. War und ist er nicht Paradies und Heimat? Der Stern als Schutzwall gegen alles Kleine und Dumme. Der Stern mit seinem Menschsein, seinem Hand-in-Hand sein, seinem Lächeln.

Hell, klar, unzerstörbar.

So stell ich mir das Paradies vor. Und, ich weiß, Du auch. Das Meer und der Stern werden sich für immer zu unserem Paradies verbinden.

Eva Schmidtke

„*Jeder geliebte Mensch ist der Mittelpunkt eines Paradieses.*“

Novalis (1772–1801)

deutscher Philosoph und Schriftsteller der Frühromantik eigentlich Georg Philipp Friedrich von Hardenberg

Das *lebensHAUS* ist nicht das Paradies. Aber der Vorhof dazu!

Viereinhalb Monate bis zu ihrem Tod verbrachte meine Mutter im Hospiz *lebensHAUS* in Münster-Handorf, eine schöne, intensive Zeit. Ich betrachte es als ein Geschenk, dass sie den letzten Lebensabschnitt hier verbringen durfte. Von Menschen umgeben, die alles tun, den Sterbenden zu einer angenehmen Zeit zu verhelfen. Insofern ist das *lebensHAUS* schon ein bisschen wie das Paradies.

Vor einigen Wochen hat meine Mutter ihren Haushalt noch allein geführt. Hat gekocht, Kuchen gebacken, geputzt, gebügelt und an der Nähmaschine gearbeitet. Innerhalb kurzer Zeit ließen Ihre Kräfte rapide nach. Ihre Selbständigkeit war dahin. Dazu die Diagnose: Krebs.

Weitere Untersuchungen und Krankenhausaufenthalte lehnte sie ab. Mit 89 Jahren wollte sie keine weiteren Behandlungen über sich ergehen lassen. Ihre Ärztin respektierte ihre Entscheidung und schlug ihr für die noch verbleibende Zeit den Aufenthalt in einem Hospiz vor. Mutter entschied sich für das *lebensHAUS*.

Am Tag vor dem Umzug kamen nochmal all ihre Verwandten und Freunde, um sich zu verabschieden. Ein Abschied für immer? Wie mag es sich anfühlen, zu wissen, du siehst diese Menschen das letzte Mal. Du wirst diese vertraute Umgebung für immer verlassen.

Ein Wagen des Roten Kreuzes brachte sie am nächsten Morgen zum *lebensHAUS*. Wir waren unsicher: was erwartete Mutter, mich und meinen Mann jetzt?

Bislang hatten wir keine Berührung mit derartigen Einrichtungen. Dunkle Räume, schwarzgekleidete MitarbeiterInnen, deprimierte Blicke? So stellte ich mir das Umfeld vor. Doch es war ganz anders:

Ein herzlicher Empfang mit einem offenen Lächeln. Gut vorbereitet wurden wir bereits erwartet.

Ich wusste sofort: Es war die richtige Entscheidung.

Ein heller Raum mit Blick in den Garten. Das Sideboard und die weißen Wände ließen Platz für eigene Bilder und Dekoration. Die kleine Terrasse lud zum Verweilen an der frischen Luft ein. Ein kleines Futterhaus sollte die Vögel aus dem naheliegenden Wald anlocken. Der bequeme Sessel am Fenster wurde von meiner Mutter schnell vereinbart.

Die MitarbeiterInnen, dazu gehören die Lernschwestern ebenso wie die jungen Leute, die ein freiwilliges soziales Jahr absolvieren und auch die Ehrenamtlichen waren – entgegen meiner Vorstellung – hell und farbig gekleidet. Immer freundlich, zuvorkommend, aufmerksam und hilfsbereit!

Als hätten sie alle Zeit der Welt und wären nur für uns zuständig, strahlten sie Ruhe und Gelassenheit aus. Alle hatten nur ein Ziel: Meiner Mutter den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Die Pflege bezog sich nicht nur auf das physische Wohlergehen, die psychische Komponente wurde gleichermaßen berücksichtigt. Mit diesem „Full-Service“ mussten wir erst lernen umzugehen.

Zwieback und Tee – morgens und abends. Mehr wollte meine Mutter nicht mehr zu sich nehmen. Dennoch kam zu jeder Mahlzeit jemand aus der Küche und fragte nach den

Essenswünschen.

Nach einer Woche geduldigen Fragens der Durchbruch: Mutter wollte die Tomatensuppe versuchen. Von da an aß sie *à la carte*. Sie freute sich auf die leckeren Speisen, die liebevoll frisch zubereitet und ansprechend dekoriert in der Küche gezaubert wurden. Sie lobte die Kochkünste in den höchsten Tönen und man musste ihr manches Rezept verraten. So, als wolle sie es gelegentlich nachkochen.

Ein besonderes Highlight war das Waffeleessen. Jeden Dienstag waren die Gäste und deren Angehörige eingeladen, frisch gebackene Waffeln zu genießen. Wir nahmen nach Möglichkeit gerne daran teil. Der einladende Waffelduft breitete sich im ganzen Haus aus.

Im Gemeinschaftsraum wurde der große Tisch eingedeckt. Wir saßen mit anderen Gästen und Angehörigen um den Tisch wie in einer großen Familie. Manchmal herrschte eine gute Stimmung, ein anderes Mal eine bedrückende. Oft saßen Mutter und ich allein am Tisch, und die/der eine oder andere Mitarbeiterin leistete uns Gesellschaft.

Etliche MitarbeiterInnen verbrachten viele Stunden bei meiner Mutter, hörten zu, was sie aus ihrem langen Leben zu erzählen hatte. Aber Mutter interessierte sich auch für die Lebensgeschichten der BesucherInnen. So hatte sie immer einiges zu berichten, wenn wir sie nachmittags besuchten.

Nach dem Abschied zu Hause, kamen – entgegen unserer Annahme – Freunde und Verwandte zu Besuch ins *lebensHAUS*.

Sie waren überrascht über den „*vitalen*“ Zustand meiner Mutter. Allen voran lief sie mit ihrem Rollator zum Gemeinschaftsraum, den sie für die große Personenzahl reserviert hatte. Jemand aus der Küche stellte Geschirr auf den Tisch und fragte nach dem Kaffeebedarf und anderen Wünschen. Ein ungewohnter Service für die staunenden Besucher.

An kühlen und regnerischen Tagen saß Mutter in ihrem Sessel mit Blick in den Garten, sah dem Ra-

senroboter zu wie er seine Runden drehte, sah wie das Laub der großen Kastanie sich verfärbte und abfiel, beobachtete die Meisen, wie sie die Sonnenblumenkerne aus dem Futterhaus pickten.

An schönen Tagen ließ sie sich zu einem Spaziergang durch den Garten überreden. Sie genoss die warme Sommerluft, die Ruhe und die geschmackvoll angelegten Beete. Nach dem Rundgang ließ sie sich erschöpft, aber zufrieden, wieder in ihren Sessel fallen.

Sobald man den Flur entlang geht, kommt man daran vorbei: Neben einer Kerze und einem Strauß Rosen steht auf einer alten Kommode das

Buch.

Aufgeschlagen ist immer die Seite, die den Namen, das Geburts- und Sterbedatum des zuletzt verstorbenen Gastes zeigt.

Unweigerlich blieb ich jedes Mal stehen und schaute auf den Eintrag. Einige Namen kannte ich, für kurze Zeit hatte ich die Menschen kennengelernt.

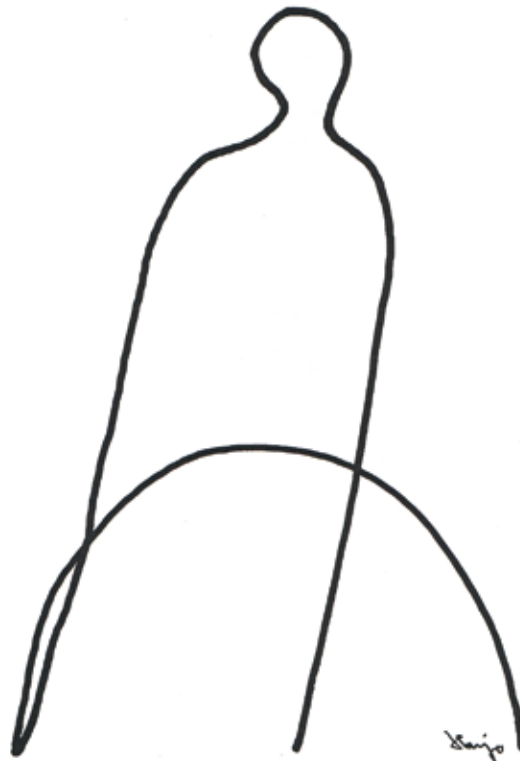
Immer dachte ich: Irgendwann wird auch der Name meiner Mutter hier zu lesen sein.

Und so war es dann auch!

Gudrun Siuda

Heimkehr

Lange war ich fort,
– HERR –
Mied ich DICH
All zu lange,
Jetzt, am Lebens-Ende,
Sehne ich mich
Nach DEINEM Paradies
Und vertraue DIR
Daß DU
mich wieder erkennst!



Schöpfung bewahren

„Es ist genug da. Für alle. – Wenn wir den Hunger bekämpfen, nicht die Natur“: So der Titel eines Buches von Felix zu Löwenstein, Vorstandsvorsitzender des Bundes Ökologische Lebensmittelwirtschaft. Er zeigt auf, dass verantwortungsvoller Umgang mit der Natur unverzichtbar ist.

In den vergangenen 40 Jahren hat die Menschheit durch Überweidung, Entwaldung und nicht nachhaltige Bodenbewirtschaftung bereits ein Drittel der weltweiten Ackerfläche zerstört – und einen Großteil ihrer Lebensgrundlage ebenfalls. In vielen Regionen der Erde ist daher die Vorstellung, täglich nahrhaftes und ausreichendes Essen auf dem Teller zu haben wie ein Traum vom Paradies.

Immer mehr Menschen in Deutschland werden sich dieses Problems bewusst, kaufen ökologisch erzeugte Lebensmittel und ziehen regional angebaute Nahrungsmittel vor. Neben dem Einkauf im Bioladen, auf dem Wochenmarkt oder im Hofladen gibt es die Möglichkeit, sich im Rahmen der „Solidarischen Landwirtschaft“ zu engagieren. Das heißt, sich mit einem landwirtschaftlichen Betrieb oder einer Gärtnerei und anderen privaten Haushalten zusammenzuschließen zu einer Wirtschaftsgemeinschaft.

Die Gruppe zahlt im Voraus einen festen Betrag an den Betrieb, der auf der Basis der geschätzten jährlichen Bewirtschaftungskosten errechnet wird. Damit soll verhindert werden, dass die in der Landwirtschaft arbeitenden Menschen nur die Wahl haben, entweder die Natur oder sich selbst auszubeuten.

Die Haushalte bekommen die gesamte Ernte in Form von frischen, vielfältigen, saisonalen und regionalen Nahrungsmitteln sowie ggf. weiterverarbeitete Erzeugnisse wie Brot oder Käse.

Alle Mitglieder der Wirtschaftsgemeinschaft teilen sich die mit einer zukunftsfähigen Landwirtschaft verbundene Verantwortung, das Risiko, die Kosten und die Ernte. Alle Beteiligten gewinnen: die Haushalte wissen, wo, wie und von wem die Nahrungsmittel angebaut werden und zu welchen Kosten dies geschieht, sie können sich Wissen über die Herstellung von Lebensmitteln und über die Pflege der Erde aneignen.

Die LandwirtInnen erleben mehr Freude und Wertschätzung an ihrer Arbeit, denn sie wissen, für wen sie die Lebensmittel erzeugen; auch können sie ihren Arbeitsalltag freier gestalten und sich mehr Freizeit und Urlaub ermöglichen, als es sonst in dieser Branche üblich ist.

Neben diesem unmittelbaren Engagement gibt es die Möglichkeit, verschiedene Genossenschaften und Stiftungen zu unterstützen, die in unterschiedlicher Weise die ökologische Landwirtschaft fördern. Drei Beispiele:

Die „BioBoden Genossenschaft“ hat das Ziel, die Bio-Anbaufläche in Deutschland nicht nur zu erhalten, sondern zu vergrößern. Viele Bauern geben auf, weil es keine Nachfolge gibt oder sich die Bewirtschaftung des Hofes nicht mehr rechnet; junge Landwirte möchten nach ökologischen Kriterien wirtschaften, haben aber nicht die finanziellen Mittel, einen Hof zu pachten oder gar zu kaufen. Die BioBoden Genossenschaft kauft auf Veranlassung von Landwirten Flächen und ver-

pachtet sie an diese Landwirte. Sie kauft ökologisch und konventionell bewirtschaftete Betriebe und stellt sie langfristig Landwirten mit der Auflage zur Verfügung, die Höfe nach den Grundsätzen eines Öko-Anbauverbandes zu bewirtschaften. Außerdem betreibt sie selbst Landwirtschaft und unterstützt Landwirte bei der Vermarktung ökologisch erzeugter Produkte.

Landwirtschaftliche Nutzfläche war und ist ein knappes Gut, sie darf nicht zu bloßer Ware oder zum Spekulationsobjekt degradiert werden. Jeder Mensch benötigt für eine hochwertige und ausreichende Ernährung rechnerisch 2.000 Quadratmeter Boden. Wer Mitglied in der „BioBoden Genossenschaft“ wird, übernimmt Verantwortung für den Boden und leistet einen Beitrag dazu, dass regional verankerte, ökologische Landwirtschaft betrieben werden kann und mit natürlichen Ressourcen schonend umgegangen wird, damit sie für die nächsten Generationen erhalten bleiben.

Wer einsteigt, legt sein Geld mindestens fünf Jahre fest an, trägt auch das betriebswirtschaftliche Risiko mit. Eine Verzinsung gibt es derzeit nicht, denn finanzielle Gewinne sind auf absehbare Zeit nicht zu erwarten. Die Anleger gewinnen etwas anderes: sie wissen, dass sie durch die Unterstützung der ökologischen Landwirtschaft einen Beitrag leisten zum Erhalt der biologischen Vielfalt, der Artenvielfalt, zum Boden- und Gewässerschutz und gleichzeitig zu einem nachhaltigen Konsum.

Die „Zukunftsstiftung Landwirtschaft“ unterstützt Initiativen und Projekte, die sich in den Bereichen Bildung, Forschung und Praxis für die Stärkung und Weiterentwicklung der ökologischen Landwirtschaft einsetzen.

Durch den Saatgutfonds fördert sie zum Beispiel Projekte zur Züchtung von robustem neuem Saatgut, das ohne Pestizide und Kunstdünger auskommt, zudem eine hohe Nahrungsqualität und guten Geschmack besitzt.

Gentechnische Veränderung wird nicht genutzt, es wird nicht hybrid gezüchtet. Patente werden nicht angemeldet, damit LandwirtInnen und GärtnerInnen Saatgut selber nachbauen und weiterentwickeln können. Die Entwicklung und Forschung für eine neue ökologische Sorte kann zehn bis 15 Jahre in Anspruch nehmen und mehr als 600.000 Euro kosten.

Da die öffentliche Hand sich fast vollständig aus der nachhaltigen Züchtung zurückgezogen hat, sind privates und gemeinnütziges Engagement hier äußerst wichtig. Der Saatgutfonds finanziert mit der Hilfe vieler SpenderInnen fast 50 Prozent der ökologischen Saatgutforschung und -entwicklung in Deutschland.

Wer den organischen Landbau weltweit fördern möchte, kann die „Zukunftsstiftung Entwicklung“ unterstützen. Zusammen mit örtlichen Partnerorganisationen werden zum Beispiel in Südamerika Projekte durchgeführt, die traditionelles Wissen mit modernen Methoden des organischen Landbaus verbinden und verbesserte Anbautechniken auch den Menschen in abgelegenen Gemeinden vermitteln, die keinen Zugang zu staatlicher Förderung haben. In Afrika werden nachhaltige Modellkooperativen aufgebaut, die mit den Folgen des Klimawandels

umgehen können. In Indien wird unfruchtbarer Boden rekultiviert, um Kleinbauern eine neue Lebensgrundlage zu verschaffen.

Auf ihren Webseiten stellen die Genossenschaften und Stiftungen die geförderten Projekte und Initiativen vor, bieten Wissenswertes und Neuigkeiten rund um das Thema „Nachhaltige Landwirtschaft“ an sowie weiterführende Artikel-, Buch-, Link- und Filmempfehlungen. Eine Lektüre, die Mut macht und zeigt, dass weltweit viele Menschen sich für den Erhalt der Schöpfung einsetzen.

Erna Baumgart

Quellen: www.boelw.de/
www.solidarische-landwirtschaft.org
bioboden.de
www.zukunftsstiftung-landwirtschaft.de
www.zukunftsstiftung-entwicklung.de



Foto: Gabriele Knuf

„Weil Menschen an das Paradies glauben, wird ihnen das Paradies zum Kauf angeboten, alles glänzend in Plastik verpackt.“

Phil Bosmans (1922–2012)

belgischer Ordenspriester, Telefonseelsorger und Schriftsteller

**„In der Musik hat Gott den Menschen die Erinnerung
an das verlorene Paradies hinterlassen.“**

Hildegard von Bingen (1098–1179)

deutsche Universalgelehrte, Benediktinerin und Dichterin

Der Himmel auf Erden – Das Paradies in der Popmusik

Musik hat nicht nur ein besonderes Verhältnis zum Jenseits, erzählt sie doch nicht selten von Verstorbenen und hält ihre Erinnerung wach, man kann mit ihrer Hilfe auch dem Himmel auf Erden ein Stückchen näher kommen...

Der Literaturnobelpreisträger unter den Songwritern, Bob Dylan, moderierte von 2006 bis 2009 eine Radiosendung, in der er seinen HörerInnen zu wechselnden Themen Lieder aus der Geschichte des amerikanischen Songs präsentierte. Einige dieser Lieder waren so alt, dass sie von antiken, taumelnden Schellackplatten abgespielt wurden, in deren Rillen die seit ihrer Fertigung vergangene Zeit knisternde und knackende Spuren hinterlassen hatte. Es rauschte zudem, dass es eine Freude war, und die Stimmen der Sänger klangen wie Geister aus einer lang vergangenen Zeit.

Einer von ihnen hatte es mir besonders angetan. Er hieß Washington Phillips, ein fahrender Prediger und Gospelsänger aus dem texanischen Freestone County. Bob Dylan spielte ihn natürlich in seiner Sendung zum Thema „Bibel“. Es gebe sehr viele Mysterien in dem Heiligen Buch, aber keines sei geheimnisvoller als die Geschichte von Washington Phillips, erklärte er dort. Die Spur des Sängers habe sich 1929 nach seiner letzten Tonbandaufnahme verloren. Er soll in einem Irrenhaus gelandet sein, sagen die einen. Die anderen wissen es auch nicht besser. Uns bleiben 16 Lieder. Das schönste unter ihnen trägt den Titel „*What Are They Doing In Heaven Today?*“. Phillips fragt sich oder Gott oder

uns, was wohl all die Verstorbenen – die Freunde und die Barmherzigen, die Kranken, die Armen und Entrechteten – so tun, nachdem Leid, Krankheit und Sorgen von ihnen abgefallen sind. Eine Antwort auf diese Frage gibt er nicht. Man hört stattdessen glockenhell ein Instrument, von dem heute niemand mehr weiß, ob es eine Zither ist oder ein Miniaturpiano, das man *Dolceola* nennt; es klingt jedenfalls, als spielten es die Engel persönlich – hören wir hier also das Paradies?

Musik scheint eine besondere Beziehung zum Jenseitigen zu haben. Sie beschwört Erinnerungen herauf – nicht selten auch an Menschen, die nicht mehr unter uns weilen. Oft sind auch die Sänger, deren Lieder wir hören, schon lange fort. Und selbst, wenn sie leben, können wir den Ort, von dem aus sie singen, nicht sehen, wenn wir eine Schallplatte, eine CD, Radio oder – immer öfter – einen Stream hören. Sie singen also aus einer Art Jenseits.

Aber Musik kann auch in einem sehr diesseitigen Sinn paradiesisch sein. Als im vergangenen Jahrhundert nach Ende des Zweiten Weltkriegs die Popmusik zunächst in Form des Rock'n'Roll die westliche Welt eroberte, erzählte sie von einer Art Himmel auf Erden, man könnte es – wenn man es weniger religiös

mag – auch Utopie nennen: von einem Zusammenleben in Liebe, Freiheit und Wohlstand und einer strahlenden Zukunft.

Als die Aufbruchsstimmung in eine bessere Welt nach dem Attentat auf den großen Hoffnungsträger John F. Kennedy im November 1963 in Apathie zu kippen drohte, kamen die Beatles aus dem langsam wieder auf die Füße kommenden Europa und fachten das Feuer neu an. Die Jugend wollte die Kriege hinter sich lassen, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmt hatten, und brach in Richtung eines neuen Paradieses auf. Wo das zu finden war, wusste allerdings niemand so genau.

Kurzzeitig meinte man, es im swingenden London gefunden zu haben. Dann reisten die, die es sich leisten konnten, auf ihrer Suche nach Indien. Eine Zeitlang meinten einige auch, es könnte in Haight Ashbury, einem Stadtteil von San Francisco, liegen. Dann versammelten sich Hunderttausende an der Ostküste der USA auf einem Acker nahe eines kleinen Künstlerstädtchens im Bundesstaat New York, das Woodstock hieß und in dem Bob Dylan zu jener Zeit lebte. Doch so sehr man sich für freie Liebe und eine von psychedelischen Drogen bunt angemalte Welt begeisterte: die Kriege gingen weiter, die Unterdrückung ging weiter und

der Rassismus ging weiter.

Amerika wurde seine Vergangenheit nicht los und Jimi Hendrix spielte am Ende des Woodstock-Festivals eine Version des „Star-Spangled Banner“, in der man den Nachhall der auf Vietnam geworfenen Bomben hören konnte.

Vor allem in der so genannten „schwarzen Musik“, in Soul und Funk also, machte sich langsam ein neuer Realismus breit – Künstler wie Curtis Mayfield, Sly Stone und Marvin Gaye erzählten in ihren Liedern von der amerikanischen Wirklichkeit aus Sicht der Afroamerikaner. Mayfield sang „(Don't Worry) If There's a Hell Below, We're All Going to Go“, Stone „There's A Riot Goin' On“ und Gaye erzählte auf „What's Going On“ von einem schwarzen

Vietnamveteranen, dem nur Hass entgegenschlägt, als er in das Land heimkehrt, für das er gekämpft hat.

Stevie Wonder veröffentlichte 1976 einen Song mit dem Titel „Pastime Paradise“. Der Titel spielt auf eine Wendung an, die weiße Reaktionäre und Rassisten aus den Südstaaten der USA noch in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts benutzten: Sie bezeichneten diese Epoche der Sklaverei und Unterdrückung der Afroamerikaner als ein „vergangenes Paradies“.

Immer wieder scheinen sich Menschen in unsicheren Zeiten nach der „guten alten Zeit“ zu sehnen – das schwang jüngst auch in Donald Trumps „Make America Great Again“-Kampagne mit und ist nicht selten auch hierzulande

in der Rhetorik rechter Politiker zu vernehmen. Das Paradies, so sagen sie, liege nicht länger in der Zukunft und sei durch Fortschritt zu erreichen, es liege in der Vergangenheit und bedürfe eines Rückschritts; der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Bauman (1925-2017) nannte diese Form der Utopie im Rückspiegel „Retrotopia“.

Stevie Wonder hält in „Pastime Paradise“ nichts von dieser als Politik getarnten Angst vor der Zukunft. Er glaubt, dass wir alle dann gemeinsam auf einem Weg sind, der nur dann ins Paradies führen kann, wenn wir jeder Form von Rassismus, Ausgrenzung und Gewalt, die uns begegnet, energisch entgegenreten.

Maik Brüggemeyer



Der Blick der Künstler

In den Mythen vieler Völker finden sich Vorstellungen von paradiesischen Orten. Seit Jahrhunderten schaffen Künstler dazu Werke, die dazu beitragen, unser Bild vom Paradies zu prägen.

Der französische Maler Paul Gauguin (1848-1903) machte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein Bild vom Paradies, das er in der Inselwelt der Südsee verortete. Seine Vorstellungen vom friedvollen Leben, das im Einklang ist mit der Natur und weit weg von der „alten“ europäischen Welt, musste er durch eigenes Erleben – entsetzt und frustriert – der Realität anpassen.

Längst hatte dort der „Fortschritt“ mit Industrien, den sogenannten Segnungen der westlichen Zivilisation und dem damit verbundenen Lebensrhythmus Einzug gehalten.

Die Projektionen Gauguins waren Resultate literarisch-philosophischer Vorstellungen von „unberührten“ Kulturen, die in ihren Welten ein quasi unschuldiges, ursprüngliches, paradiesisches Leben führten. Die ersten Vorstellungen vom Paradies orientierten sich an den Texten des Alten Testaments. So zeigen schon frühmittelalterliche Darstellungen Adam und Eva in *unschuldiger* Nacktheit im Paradies – allein der religiöse Kontext legitimierte diese Entblößung.

Die Verquickung der Figur Evas als Hauptschuldige an der Vertreibung kennzeichnet zugleich ein patriarchales Gesellschaftsbild und begründet nicht zuletzt das Frauenbild christlicher Prägung. Bilder des deutschen Malers Lucas Cranach (1472-1553) zeigen eindrucksvoll die der Vertreibung aus dem Paradies vorausgehende Szene mit Adam und Eva, links und rechts des Apfelbaums platziert, zusammen mit dem

dämonischen Reptil. In fast allen Kulturen gibt es Vorstellungen von *Paradiesen*, nicht immer gepaart mit dem Vertreibungsmythos aus dem *Garten Eden*.

Der geschlossene Garten „*hortus conclusus*“, ebenfalls eine mittelalterliche Paradiesvorstellung, zeigt mit seiner Umgrenzung den irdischen Garten Eden inmitten der Welt. Diese symbolhafte Abgrenzung deutet die Möglichkeit an, ein *gottgefälliges* Leben inmitten der sündigen Welt zu führen. Nicht zuletzt ein Hinweis auf klösterliches Leben im Einklang mit dem benediktinischen Gebot von Gebet und Arbeit.

Bilder des Niederländers Hieronymus Boschs (ca. 1450-1516) zeigen nebeneinander Paradies und Hölle als Sinnbild für Erlösung oder Verdammnis nach dem Tod. Die moralisierenden Appelle in den religiösen Paradiesvorstellungen werden offen ausgedrückt, zeigen sie doch augenfällig die Optionen, die nach christlichem Glauben der Mensch nach seinem Ableben zu erwarten hat. Wenn schon nicht das Paradies auf Erden, so doch die Hoffnung auf ein *himmlisches Jerusalem*, eine weitere Umschreibung des jenseitigen Paradieses.

Mit Renaissance, Barock und späterer Aufklärung wandeln sich die Paradiesvorstellungen. Eine Verortung des Paradieses beruht auf antiken mythologischen Vorstellungen, so wie sie zum Beispiel in Bildern des französischen Malers Nikolas Poussin (1594-1665) zum Ausdruck kommen.

Sie zeigen Hirten in der Natur Arkadiens, einer Landschaft auf der griechischen Peloponnes. Poussin verbindet mit der unberührten, friedlichen Natur einen Ort, an dem der Mensch zur Selbsterkenntnis gelangen kann.

Mit der immer deutlicher werdenden Entfremdung des Individuums von einem ursprünglichen Leben tauchen dann romantische, idealisierte Bilder auf, die in der Exotik fremder Kulturen paradiesisches Leben auszumachen glauben (siehe Gauguin). Diese bürgerlich-intellektuellen Wunschgespinste vollziehen sich vor dem realen Hintergrund der Kolonialisierung, die einherging mit rücksichtsloser Ausbeutung und der Versklavung von Millionen ihrer Heimat entrissenen Menschen.

Mit den variierenden Vorstellungen vom Paradies gehen auch neue Gesellschaftsentwürfe in Gestalt von Utopien einher.

Anders als bei dem ins Jenseits gerückte Paradies finden sich in den Utopien Gedanken, deren Umsetzung auf gesellschaftliche Strukturen in den Staaten und Gemeinwesen abzielen. Diese Gesellschaftsentwürfe skizzieren Idealbilder von staatlichen Gebilden und manifestieren sich auch in architektonischen Entwürfen idealer Städte.

Schon der griechische Philosoph Platon entwirft im 3. Jahrhundert v. Chr. in seiner Schrift *Politeia* (der Staat) eine auf Gerechtigkeit basierende Gesellschaftsordnung. In dem 1516 erschienenen Roman

„Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia“* beschreibt der englische Staatsmann Thomas Morus (1478-1535) eine ideale Gesellschaft, in der er seinen Zeitgenossen einen kritischen Spiegel vorhält.

In dem 1946 erschienenen Roman „Alle Menschen sind sterblich“** von Simone de Beauvoir steht:
 „Was wir als Paradies beschreiben, ist der Augenblick, wo die Erwartungen, die wir jetzt hegen, einmal erfüllt sein werden. Wir wissen wohl, die Menschen werden dann neue Forderungen erheben...“

Text und Foto: Antonius Witte

*„De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia“, Löwen, Belgien, 1516

** „Tous les hommes sont mortales, Librairie Gallimard“, Paris, 1946

„Sündenfall“ des Menschen,
 Lucas Cranach d. Ä. (1531)
 Berlin, Gemäldegalerie,
 51,3 x 35,5 cm, Rotbuchenholz



„Das Schattenreich ist das Paradies der Phantasten.“

Immanuel Kant (1724–1804)

deutscher Philosoph der Aufklärung



Steuerparadiese – Alles andere als paradiesisch

Immer wieder ist in den Medien von Steuerparadiesen die Rede. Was hat es mit den sogenannten Steueroasen auf sich? Wer sind die Nutznießer und wer die Geschädigten?

Wenn „*Otto-Normalverbraucher*“ sein steuerpflichtiges Einkommen nicht deklariert, ist das illegal, es liegt Steuerhinterziehung vor – ein klarer Straftatbestand! Großen internationalen Konzernen und Onlinehändlern stehen dagegen zahlreiche „*Steuerschlupflöcher*“ in vielen Ländern weltweit zur Verfügung – und das völlig legal!

Ein international bekanntes Steuersparmodell ist das „*Lizenzmodell*“, das am besten bei Tech-Firmen wie zum Beispiel Google, Apple oder Amazon funktioniert, deren wichtigste Firmenwerte geistiges Eigentum wie Erfindungen, Markenrechte oder Designs sind:

Ein Unternehmen in einem Hoch-Steuerland (z.B. Deutschland) gründet eine Tochtergesellschaft in einem Niedrig-Steuerland (z.B. Holland).

Diese Niederlassung stellt Gebühren über Lizenzen von geistigem Eigentum dem Hauptunternehmen in Rechnung, dadurch können Gewinne erheblich gedrückt und Steuern minimiert werden, wie das folgende Beispiel zeigt:

Das amerikanische Kaffeehaus-Imperium Starbucks führt in Deutschland 150 Geschäfte und fährt über 100 Millionen Euro Umsatz ein. Zwischen 2002 und 2012 führte Starbucks keinen Cent Ertragssteuer ab.

Das Unternehmen zahlt für Markenrechte Lizenzgebühren an eine niederländische Gesellschaft und minimiert so den Gewinn um vier Prozent des Gesamtumsatzes. Außerdem nimmt der Weltkonzern hohe Kredite aus dem Ausland auf, zum Beispiel den USA und muss entsprechend hohe Zinsen darauf zahlen – dadurch lässt sich ebenfalls der Gewinn reduzieren.

Viele europäische Länder bieten Großunternehmen Möglichkeiten der Steuervermeidung. Zahlreiche Juristen haben sich darauf spezialisiert, für ihre Klienten Steuern einzusparen. So haben sich deutsche Anwälte zum Beispiel auch auf Malta niedergelassen.

Um legale Steuerschlupflöcher zu nutzen, bedarf es einer komplexen Firmenstruktur und eines ausgeklügelten Systems. Das ist allerdings auch mit Risiken behaftet und nur mit viel Kompetenz und Geld zu bewerkstelligen. Tausende Experten arbeiten in multinationalen Beratungsfirmen, um die Steuern ihrer Kunden durch clevere Gestaltung über Ländergrenzen hinweg zu minimieren. Auf Malta sind Konzerne wie z.B. BMW, Sixt, BASF, Lufthansa, Rheinmetall und Puma mit ihren Niederlassungen vertreten. Die Nutzung dieser Steuervorteile verschafft Großunternehmen einen enormen Wettbewerbsvorteil, da die Gewinnmarge höher ist und mehr Geld für Investitionen in die Unternehmen fließen kann.

Seit Jahren prangert Margarethe Vestager, EU-Wettbewerbskommissarin in Brüssel, diesen Zustand an. Aber offensichtlich ist die EU-Kommission gegen diese dubiosen Steuerdeals machtlos. *„Steuern sind Sache der Mitgliedstaaten, und die halten die Hand über die Konzerne“*, so Vestager. Denn durch die gewährten Steuervorteile lassen sich Weltkonzerne locken. Im Gegenzug wird in Forschung und Entwicklung investiert und Arbeitsplätze werden gesichert. Es ist legal, Steuerschlupflöcher zu nutzen, so lange allen Unternehmen, egal ob groß, mittelständisch oder klein die gleichen Bedingungen geboten werden.

Die britische Nichtregierungsorganisation *„Tax Justice Network“* setzt sich seit Jahren für mehr Transparenz und Fairness im internationalen Steuersystem ein. Markus Meinzer ist Vorstandsmitglied dieser Organisation, und er sieht nur wenige Chancen, gegen Steuerbetrug vorzugehen. Dabei gäbe es durchaus vielversprechende Möglichkeiten:

„Was wir brauchen ist ein Country-by-country-reporting als ersten Schritt, damit wir erkennen können, wo Konzerne tatsächlich Gewinne erwirtschaften, wo sie wirtschaftlich aktiv sind und wo sie auch Steuern bezahlen. Erst dann können Schritte unternommen werden, dass Konzerne dort besteuert werden, wo sie ihre Gewinne machen.“

Die britische Nichtregierungsorganisation OXFAM hat gezeigt, wie so eine Maßnahme wirken kann. Im Zuge der Bankenkrise hat die EU die *„Länderspezifische Berichterstattung“* für Banken beschlossen. Sie besagt, dass jede Bank für jedes Land, in dem sie auf der Welt tätig ist, vier Zahlen offenlegen muss: Anzahl der Mitarbeiter, Umsatzhöhe, Gewinn und die gezahlten Steuern. Diese Zahlen werden zueinander ins Verhältnis gesetzt. So zeigt sich, dass auf den Cayman-Inseln die größte französische Bank drei Millionen Euro Umsatz, aber vier Millionen Euro Gewinn erzielt haben – und das ohne Mitarbeiter. Es ist schon zu erahnen: Die Großbank hat nicht einen Cent Steuern gezahlt. So praktizieren das mehrere französische Großbanken. Das ist nur möglich, wenn eine gezielte Gewinnverlagerung erfolgt ist, in diesem Fall wurden die hohen Gewinne der Banken in Steuersparmodelle innerhalb der EU verlagert.

Dr. Achim Dörfer ist Rechtsanwalt und Fachanwalt für Handels- und Gesellschaftsrecht in Göttingen. Er hat sich auf Steuerrecht spezialisiert und ein Buch über Steuertricks von Großkonzernen veröffentlicht. Die Nutzung der Steuerschlupflöcher sieht er auch als Angriff auf unsere Demokratie: *„Das fiskalische Recht des Staates und des Parlaments, Geld einzusam-*

eln und zu beschließen, wer das Geld bekommt, wird der Demokratie entzogen.

Wie hoch die Steuern sein sollen, hat der Wähler zu entscheiden. Es entscheidet aber zunehmend die geschlossene Front der multinationalen Konzerne. Das macht auf Dauer unsere Gesellschaft kaputt. Die Großen machen sich ihr Recht und ihre Wirtschaft selbst, in dem sie andere aus dem Markt drängen,“ so Dörfer.

Fehlende Steuereinnahmen haben einen erheblichen Nachteil für unsere Gesellschaft und unsere Solidargemeinschaft. Die veruntreuten finanziellen Mittel fehlen in den öffentlichen Einrichtungen zur Finanzierung von Kindergärten, Schulen, Pflegeeinrichtungen, Straßen oder für die Sicherheit. Ohne Steuerparadiese könnte man dem Paradies auf Erden vielleicht ein wenig näherkommen.

Verbraucher müssen sich ihrer tatsächlichen Macht bewusst werden, denn sie können mit ihrem Kaufverhalten entscheiden, wie unser städtisches Leben aussieht.

Den Firmen, die in Deutschland keine Steuern zahlen, können die Kunden *„die rote Karte“* zeigen. Selbstverständlich wollen Kunden entscheiden, welches Angebot sie nutzen. Wettbewerb auch zwischen Großunternehmen und Mittelstand ist für alle gut – aber fair muss er sein.

Text und Foto: Walburga Altefrohne

*Quellen: Ab ins Steuerparadies
3SAT 23.02.2018*

Deutschland ist ein Eldorado für Steuerflüchtlinge

Markus Meinzer 07.02.2016

Steuerparadiese zwischen Gesetz und Moral

Deutsche Welle 06.11.2017

Vom Paradies weit entfernt

Matthias Thöns, Anästhesist und Leiter des Palliativnetzes in Witten, weist in seinem Buch „Patient ohne Verfügung“ auf eine Schattenseite unseres Medizinsystems hin und belegt, welche inhumanen Konsequenzen ein wirtschaftlich dominierter Klinikbetrieb für die Patienten hat.

Seit dem Ende des 2. Weltkrieges haben sich die Möglichkeiten der Medizin ständig verbessert, Lebensrettung gelingt heutzutage besser. Aber nicht immer ist das, was möglich ist, auch sinnvoll, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen.

Gerhard, fast 80 Jahre alt, litt an ALS und einer mittelgradig ausgeprägten Demenz. Er konnte sich immer weniger bewegen, verschluckte sich oft und hatte akute Erstickungsanfälle. Er wollte sich nicht behandeln lassen und spuckte die Medikamente aus, die Ehefrau stimmte der Anlage einer PEG- Magensonde zu.

Eines Tages fand sie ihn blau angelaufen und nur noch ruckartig atmend und rief den Notarzt. Gerhard war zwar schon klinisch tot, wurde aber reanimiert.

Trotz längerer Intensivtherapie wachte er nicht mehr auf. So wurde er mit apparativer Beatmung nach Hause entlassen. Ein Pflegeteam versorgte ihn über ein Jahr lang täglich 24 Stunden, häufig unterbrochen von Noteinweisungen ins Krankenhaus.

Zufällig erfuhr die Ehefrau von der Möglichkeit palliativer Betreuung durch Dr. Thöns. Sie sprachen über die noch erreichbaren Therapieziele und darüber, dass eine Fortführung der künstlichen Beatmung Gerhards Vorstellungen von einer menschenwürdigen Existenz grundlegend widerspräche, der Einstellung der Beatmung wollte die Ehefrau allerdings nicht zustimmen.

Zu oft hatte man ihr im Krankenhaus gesagt, das sei Mord.

Als kurz danach das Beatmungsgerät Alarm gab, rief die Ehefrau den Palliativarzt – nicht den Notarzt. Dr. Thöns stellte fest, dass Gerhard schon am Vortag gestorben war, aber noch weiter beatmet wurde, niemand vom Pflegedienst hatte es gemerkt! Dieser Tag brachte der Krankenkasse noch rund 800 Euro ein.

Gustav war 73 Jahre alt, als bei einer Dickdarmspiegelung Darmkrebs festgestellt wurde. Er ließ sich operieren und bekam etwa ein halbes Jahr Chemotherapie, die er schlecht vertrug und die die Nerven seiner Hände und Füße nachhaltig schädigten.

Nach dem Absetzen der Behandlung ging es ihm zusehends besser, die Müdigkeit verflog, nur die Nervenschmerzen blieben. Nach vier Jahren mit guter Lebensqualität in seiner vertrauten Umgebung mit der Familie und gelegentlicher hausärztlicher Begleitung stellten sich heftige Brustschmerzen ein, bald danach suchte er den Kontakt zum Palliativnetz.

Der inzwischen 78-Jährige verspürte zwar keine Schmerzen, aber wegen der Lungenmetastasen hatte er Angst vor einem Erstickungstod. Die umfängliche Beratung durch den Palliativarzt beruhigte ihn:

„Lebensqualität zu erhalten, ja sogar zu steigern und die gute Lebensphase so lang wie irgend möglich auszudehnen, ist unser Ziel.“

Und wenn irgendwann die schlechte Phase kommt, dann werden wir dem lieben Gott nicht ins Handwerk pfuschen. Dann dauert es auch nicht mehr lange.“

Zu seiner Erstickungsangst konnte der Arzt ihm sagen, dass kaum ein Symptom in der Palliativmedizin so gut zu lindern ist wie die Atemnot, und zwar mit Morphium.

Ein weiteres Jahr lebte Gustav fast beschwerdefrei zu Hause. Dann aber machten die Knochenmetastasen erhebliche Schmerzen, der Palliativarzt verschrieb ein wirksames Medikament dagegen. Als er spürte, dass seine Kraft zu Ende ging, bat er den Palliativarzt, ihn wegen seiner Schwierigkeiten, Luft holen zu können, jetzt schlafen zu lassen (palliative Sedierung). Einige Stunden später starb er friedlich im Schlaf, so wie der Arzt es ihm versprochen hatte. Diese beiden Beispiele zeigen, wie wichtig und hilfreich die Palliativmedizin ist.

Einige wenige Krebserkrankungen können mit **Chemotherapien** geheilt oder lange aufgehalten werden. Viele PatientInnen fragen nicht explizit nach und werden auch nicht wirklich aufgeklärt. Während der Therapie werden die PatientInnen gut umsorgt, gepflegt und mit Hoffnung gefüttert. Sobald davon keine Rede mehr sein kann, meiden die Ärzte diese PatientInnen.

Wer sich aber traut, eine verordnete Therapie abzusagen, wird oft „unehrenhaft“ aus dem Krankenhaus entlassen: ohne Arztbriefe und Medikamente.

Chemotherapie kann nur helfen, wenn die Betroffenen sie vertragen. Auch müssen sie noch mehrere Monate am Leben bleiben – denn eine mögliche positive Wirkung setzt erst nach Monaten ein. Wenn die Krankheit nicht gut auf das erste und das zweite Behandlungsprotokoll angesprochen hat, ist es überflüssig und schädlich, erneut die Chemotherapie zu wechseln, so die Kernaussage des Vorsitzenden der Arzneimittelkommission.

Etwa zur Hälfte kommt **Strahlentherapie** in der heilenden Krebsmedizin zum Einsatz. Wenn sich aber bereits Metastasen gebildet haben, ist fast jeder Krebs unheilbar. Dann soll Bestrahlung den Tumor verkleinern und für eine Druckreduzierung bei Knochen- oder Hirnmetastasen sorgen. Das ist aber nur sinnvoll, wenn die entlastende Wirkung noch vom Patienten erlebt werden kann.

Die **Dialyse** hilft vielen Menschen mit Nierenversagen, problematisch wird das Verfahren bei hochbetagten, schwer kranken Menschen. Hier ist eine Verschlechterung der Lebensqualität klar belegt, da die Dialyse sehr belastend für den Kreislauf ist.

Der **Notarzt** wird zu oft gerufen! Die Wiederbelebung bei Sterbenden ist inhuman, weil durch die Gewaltwirkung dabei oft Rippen brechen... Stattdessen kann man rechtzeitig in einer Notfallpatientenverfügung mit dem Palliativarzt festlegen, dass man nicht mehr ins Krankenhaus will und dass anstelle des Notarztes das Palliativnetz benachrichtigt werden soll.

Eine Untersuchung einer Krankenkasse an 70.000 Sterbenden belegt: Jeder 4. Greis wurde in den letzten Lebenswochen operiert. Dabei wurden durchschnittlich 23.000 Euro für die Gesamtbehandlung erlöst; mit Nicht-Operierten konnten nur 7.200 Euro erzielt werden.

Nur ein Prozent der Patienten war für die Übertherapie selbst verantwortlich; der Rest folgte lediglich dem Rat des Arztes; zum Beispiel erbringt die Dialyse für den behandelnden Arzt einen Gewinn von 10.000 € pro Patient und Jahr.

Teilweise setzt das Abrechnungssystem falsche Anreize: Nimmt ein Notarzt den Patienten nicht gleich mit ins Krankenhaus, so liegt eine nicht berechnungsfähige „Fehlfahrt“ vor und weder der Notarzt noch der Rettungsdienstträger erhalten eine Vergütung. So heißt es dann gern: „Zur Sicherheit nehmen wir sie mit.“ Schickt die Klinik den Patienten sofort nach einigen Tests nach Hause, erhält sie nur eine Notfallpauschale von 50 Euro.

Nimmt sie den Patienten aber stationär auf und untersucht ihn umfangreicher, so errechnet sich das Entgelt aus den Vorerkrankungen des Patienten – gerade bei älteren Menschen kann sich da der Erlös schnell um den Faktor 100 steigern.

Leider kommt es vor, dass manche OPs mit zweifelhaftem Nutzen angeboten werden. Vor allem Privatpatienten und SeniorInnen mit Chefarztbehandlung laufen Gefahr, dass ihnen überflüssige Therapien empfohlen werden.

Warum ist das so? Der Fehler steckt im Gesundheitssystem, das Fehlreize schafft, die Apparatemedizin häufiger als notwendig anzuwenden. Übertherapie wird honoriert und Leidensminderung bestraft – zumindest finanziell. G.D. Borasio, Palliativmediziner aus München sagt dazu: „Bis zur Hälfte aller Sterbenskranken erhalten Behandlungen, wie Chemotherapie, Bestrahlung, künstliche Ernährung oder Antibiotika, die ihnen nichts bringen.“

Wenn das Ziel „nachhaltige gesundheitliche Besserung“, so Dr. Thöns, nicht mehr erreicht werden kann, verliert jede weitere Apparatemedizin ihre Rechtfertigung - sie wäre sogar Körperverletzung

Gudrun Große-Ruse

Bücher zum Thema:

Matthias Thöns: Patient ohne Verfügung – Das Geschäft mit dem Lebensende

Gian Domenico Borasio: Über das Sterben – Was wir wissen, was wir tun können, wie wir uns darauf einstellen.

Michael de Ridder: Wie wollen wir sterben? – Ärztliches Plädoyer für eine Sterbekultur in Zeiten der Hochleistungsmedizin

Ralf J. Jox: Sterben lassen – Über Entscheidungen am Ende des Lebens

Wolfgang Putz, Beate Steldinger: Patientenrechte am Ende des Lebens – Vorsorgevollmacht, Patientenrechte - Selbstbestimmtes Sterben

„Immer noch haben jene die Welt zur Hölle gemacht, die vorgeben, sie zum Paradies zu machen.“

Johann Christian Friedrich Hölderlin (1770–1843),

deutscher evangelischer Theologe, Dramatiker und Lyriker



Foto: Sabine Faber

Impressum

Ausgabe 54/ Herbst 2018

Herausgeber

Hospizbewegung Münster e.V.
Sonnenstraße 80
48143 Münster
Tel.: 0251 519874
Fax: 0251 4828246
forum@hospizbewegung-muenster.de
www.hospizbewegung-muenster.de

Hospiz *lebensHAUS*
Dorbaumstraße 215
48157 Münster
Tel.: 0251 899350
hospiz-lebenshaus@muenster.de
www.hospiz-lebenshaus.de

Redaktionsteam

Walburga Altefrohne
Erna Baumgart
Irmgard Bröker
Gabriele Knuf
Stefan-Matthias Richter

Schlussredaktion & Gestaltung:

Gabriele Knuf

Textbeiträge

Walburga Altefrohne
Erna Baumgart
Irmgard Bröker
Maik Brüggemeyer
Franz-Josef Dröge
Wolfgang Fiebig
Renate Folkers
Gudrun Große-Ruse
Gabriele Knuf
Stefan-Matthias Richter
Eva Schmidtke
Jutta Schulzki
Gudrun Siuda
Hanjo Winkler
Antonius Witte

Fotonachweise

Walburga Altefrohne
Irmgard Bröker
Sabine Faber
Renate Folkers
Gabriele Knuf
Nicolas Siegler
Antonius Witte

Layout & Gestaltung

Verena Rehring

Druck

Copy Center CCC
Coerdestraße, Münster

Bezugsquelle

Hospizbewegung Münster
lebensHAUS, Münster
Auflagenhöhe: 1.800
Versand an alle Mitglieder
(kostenlos erhältlich)

Spendenkonten

Hospizbewegung-Förderkreis
DKM Darlehnskasse Münster
IBAN: DE 57 4006 0265 0018 2211 00
BIC: GENODEM1DKM
Förderverein
Hospiz *lebensHAUS* e.V.
Sparkasse Münsterland-Ost
IBAN: DE 64 4005 0150 0024 0081 53
BIC: WELADED1MST

Nächster Erscheinungstermin

Frühjahr 2019

Thema: Gesellschaft

Redaktionsschluss: 22.12.2018